

Volks-Tribüne.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.
Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).
Einzelne Nummer 15 Pf.
Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 Mf. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:
80. (26), Elisabeth-Ufer 55.
Ausgabe für Expediteure:
„Volksblatt“, Beuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.
Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.
Inseraten-Annahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55.
Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen

No. 46.

Sonnabend, den 14. November 1891.

V. Jahrgang.

Politische Notizen. — „Individualität“. — Die Schule und der Sozialismus. (Schluß.) — Verschiedenes. Gedicht. — Novelle. — Die Durchführung des schweizerischen Fabrikgesetzes. (Schluß.) — Die Aile Revolution im Austauschsystem. — Sei der Heilsarmee.

Politische Notizen.

Dem russischen Ausfuhrverbot auf Roggen ist nunmehr auch ein solches auf die anderen Cerealien mit Ausnahme des Weizens gefolgt.

Russland exportierte 1889:

Weizen	37 760 679	Hektoliter
Roggen	18 996 723	„
Gerste	16 360 794	„
Hafer	24 260 193	„
Weizen	4 377 723	„
Erbsen und Bohnen	1 115 604	„
Verschiedene Getreide	5 729 004	„
Mehl	643 779	„

Von dieser Ausfuhr kamen auf Deutschland 65,3 pCt., ungerechnet das, was über Dänemark und die Niederlande zu uns kommt. Die Folge dieses außerordentlichen Ausfalls wird also eine weitere bedeutende Erhöhung der Lebensmittelpreise und damit eine Steigerung der Hungersnoth sein.

Das Ausfuhrverbot für Weizen, das bis jetzt noch fehlt, ist nur noch eine Frage von ein paar Tagen. Nach einer Meldung eines gut informierten ungarischen Blattes wolle der Finanzminister 1—2 Rubel Ausfuhrzoll, der Bar verlange aber gänzlich Ausfuhrverbot.

Die furchtbaren Zustände, welche sich unter der Hungersnoth in diesem Winter entwickeln werden, sind gar nicht auszumalen. Die Saat, welche Bismarck gesät hat, reift zur Ernte — zu welcher Ernte!

Schon jetzt sind die Zeitungen voll von Notizen, welche eine Ahnung des Kommenden geben. Von vielen Ausschnitten, welche wir im Lauf der letzten Wochen gemacht haben, greifen wir einen heraus, der als Typus gelten mag:

Aus Spandau wird geschrieben: Die Ernte ist schlechter ausgefallen, als die gute Witterung im September erhoffen ließ. Der Ertrag ist stellenweise so gering, daß zahlreiche Landwirthe überhaupt keine Kartoffeln verkaufen. Der Preis dafür geht fortwährend höher und beträgt jetzt im Havellande schon über drei Mark, um diese Jahreszeit etwas Unerhörtes. In wahrhaft erschreckendem Umfange mehren sich die Kartoffel-Diebstähle. Nicht in eigener Behausung ist der Vorrath sicher. Selber scheuen die Diebe, welche immer in großen Trupps, meist mit Hundewagen, kommen, auch vor Gewaltthatigkeiten nicht zurück. Passirte es doch unlängst dem Major von Bredow in Böghom, daß eine Frau, welche in Gemeinschaft mit andern ihm Kartoffeln in großer Menge stahl und dabei betroffen wurde, ihren Hund losspannte und auf ihn hetzte! Ein Bauer in Baaten wollte neulich die Diebe, welche ihm schon großen Schaden angerichtet hatten, mit geladenem Gewehr verschrecken. Angesichts der Uebermacht und der schrecklichen Drohungen der Diebe hielt er es aber für gerathen, sich zurückzuziehen. Die Diebe vollbrachten ungehindert ihr Werk. Wir gehen einer schweren Zeit entgegen. Die Kartoffeln sind bei den hohen Preisen für Viele fast unerschwinglich.

Solche Berichte kommen aus allen Theilen des Reiches!

Und damit zu allem Unglück der Hohn nicht fehle, schiebt der verruchte Anstifter desselben alle Schuld auf die paar winzigen Erleichterungen, die seither eingetreten sind, und behauptet in den „Hamburger Nachrichten“, der entrüstete Protest der Bauern in Stolp-Lauenburg gegen seine Wirthschaft rühre davon her, daß infolge der Aufhebung des Schweineeinfuhrverbots die Schweine so billig geworden seien, daß die Ferkel für zwanzig Pfennige verkauft würden — während die Armen ihr Vieh deshalb so billig verkaufen müssen, weil infolge der Bismarck'schen Theuerungspolitik das Futter, namentlich die Kartoffeln, unerschwinglich sind!

— Eine Eisenstirnigkeit sondergleichen verräth es, daß bei alledem Bismarck noch die Hoffnung auf eine

Rückberufung hat — und in Wirklichkeit hat er sie gar nicht ohne Grund. In der Broschüre „Ablehnen oder Annehmen“, offenbar verfaßt von seinem Leib-Bucher, findet sich folgende Stelle:

„Das königliche Ansehen hat unverkennbar ganz allein gelitten durch die Entlassung Bismarcks, — im Auslande vielleicht mehr wie im Inlande, da das Ausland von den persönlichen Schwierigkeiten im Umgang, die Fürst Bismarck gleich allen großen Männern hatte, nichts empfand. Diese Einbuße an Ansehen kann nur wiedergewonnen werden durch Rückberufung Bismarcks, unter Entfernung der Leute, welche der Krone seiner Zeit jenen verhängnißvollen Rath zugeklüßert haben. Abgesehen von den geschworenen Feinden Bismarcks, die nie Freunde der Monarchie gewesen sind, giebt es keine Klasse der Bevölkerung, welche nicht die Entlassung Bismarcks schmerzlich empfunden hätte und dessen Wiedererhebung ersehnte. (!) Unsere Feinde würden bestürzt sein, unsere Bundesgenossen sich gestärkt fühlen, das deutsche Volk aber würde seinem Kaiser jubeln, wie es bisher noch nicht erlebt hat, an jenem Tage, da er wieder an der Seite des bewährten Mannes sich ihm zeigte. Dann wäre von dem geschichtlichen Andenken Wilhelms II. der Schatten genommen, der ihm anders bewohnen wird, selbst wenn das Höchste zu vollbringen ihm beschieden sein sollte: daß er den größten und bewährtesten seiner Diener aus seiner Nähe gewiesen.“

Alle Mienen läßt der alte Sünder springen, er läßt Leib-Bucher sogar sentimental werden und ein Kogebue'sches Schauspiel verfassen: Bismarck auf dem Todtenbett.

Von dem deutschen Volke schände die bange Sorge vor dem Tage, da es in allen seinen guten Schichten einmüthig in Trauer und Dankbarkeit sich scharen wird um die Todtenbahre im Sachsenwalde, während der deutsche Kaiser und König von Preußen, der doch das Großtheil seines Erbthes diesem Todten verdankte, ihm allein vielleicht verdankte, daß es noch einen König von Preußen und diesen als deutscher Kaiser giebt, nicht an diese Bahre treten könnte, um eine dankbare Königshand auf die kalt gewordene Brust zu legen, unter der das treueste Herz für das preussische Königthum geschlagen. Und da sollte es das Ansehen der Majestät schädigen, wenn diese Majestät aus freier Entschliegung und in Bestätigung ihres Herrscherberufs an den ruhmreichsten Mann, den zur Zeit unser Erdball trägt, den Befehl erlasse, das deutsche Reichkanzleramt wieder zu übernehmen, und dieser Mann dem Befehl gehorche, wie er früher härteren Befehlen entsprach! Die Leute, die das glauben machen wollen, sind überzeugt vom Gegentheil.“

Wenn dat nich helpt!

Freilich wird sich jeder anständige Mensch mit Ekel von einer solchen Gesinnungsniedrigkeit abwenden. Hätte Bismarck sein Loos mit Würde zu tragen verstanden, so stände er ganz anders da in der „öffentlichen Meinung“. Nun, darauf kommt es ja nicht an. Jedenfalls ist der gegenwärtige Kurs nicht zu halten, er stellt eine jammervolle Halbheit vor; und da wird man wohl schon wieder auf Bismarck zurückkommen müssen, der mit eiserner Brutalität und Skrupellosigkeit allein die Dinge halten kann — so lange sie sich eben halten lassen. Es ist ein Irrthum, wenn die gegenwärtige Regierung die Bismarck'sche Politik glaubt fortführen zu können ohne Bismarck und ohne die Charaktereigenschaften Bismarcks. Zwar wird der moderne Marius seine Rehabilitirung eben so wenig lange genießen, wie der alte, er wird den Wagen, der dem Abgrund zustürzt, nur beschleunigen; aber kommen wird er. —

In der Broschüre findet sich noch eine weitere interessante Stelle, die im Munde eines Lothar Bucher noch interessanter wird:

„Für die faulste Wunde an unserem politischen Leibe halten wir die bei den großen Parteien unserer Parlamente, wie bei einem Theile unserer verantwortlichen Staatsleiter unverkennbar eingerissene Ueberzeugunglosigkeit, die nachgerade als Erforderniß zur Regierungsfähigkeit angesehen wird. Regelmäßig aber sind die Nationen ins Unglück gebracht worden, wo wechselnde Laune das beständige Wollen ersetzte, Unternutzung die Ueberzeugung vertrat und mehr Eifer herrschte bei der Wehrheit, als bei der Wahrheit zu sein. Unter solchen Verhältnissen wird dem Herrscher der Schein bereitet, als sehe sich in ihm der Volkswille verkörpert, während er in Wahrheit von den Schmeichlern vereinsamt wird und statt durch die lebendige Berührung mit der wahren Meinung des Volkes, nur noch durch Enttäuschungen Erfahrungen gewinnen kann.“

In der konservativen Partei ist ein unglaubliches Maß von Charakterschwäche und Stelligkeit, die widerlichste Form des Streberthums, an Tag getreten und zwar bei Personen, von denen man es selbst in der

nächsten Umgebung nicht für möglich gehalten hatte. (Es ist doch nicht etwa gar auf Herrn von Puttamer angepielt? Die Red.)

Ebenso ist, seit Benntgen sich von der thatsächlichen Leitung zurückgezogen hat und Riquel Minister geworden ist, bei der parlamentarischen nationalliberalen Fraktion das persönliche Streberthum an Stelle der klaren Richtung getreten. Auch hier haben die neuen Männer manchen alten Hunger gestillt und jungen rege gemacht.“

Bravo, Bucher, Bravo, Fürst, Sie haben die Kanaille gut gezeichnet. Aber wer hat denn diese Leute korrumpirt? Wer hat denn die konservative Partei durch Bestechungen im Großen — Kornzölle u. — auf ihren gegenwärtigen moralischen Stand gebracht — die nationalliberale freilich billiger, bei diesen Zammergestalten waren bloß einige Drohungen nöthig; wer hat denn versucht, die einzige Partei, die sowohl den Bestechungen, wie den Drohungen unzugänglich war, die sozialdemokratische, durch die brutale Gewalt zu brechen; wer hat denn das gethan, Fürst Bismarck? Und wenn man von „Streberthum“ spricht und von „Ueberzeugunglosigkeit“ — hm, Herr Bucher, Sie sind ja wohl ein alter Achtundvierziger, waren flüchtig in London, dann Mitglied der Internationale, wurden dann „rechte Hand“ Bismarcks und schrieben für einen Mann, welcher einmal gesagt hat: „Anständige Leute schreiben nicht für mich!“ Was meinen Sie, Herr Bucher?

— In Sachen des **Murphybrotes** erhalten wir von einem Fachmann aus Ludwigshafen folgende Mittheilung:

Amerikanischer Humbug! Unwillkürlich kam mir dieses Wort in den Sinn, als ich in der vorigen Nummer den Artikel über das gute und billige Raibrot nach dem Rezept des Amerikaners Murphy las. Als Humbug nämlich ist es zu bezeichnen, wenn genannter Herr behauptet, aus 2 Pfd. Mehl 4 $\frac{1}{2}$ Pfd. Brot herstellen zu können. Wenn dies wirklich möglich wäre, dann wäre es mit unseren Brotpreisen noch nicht schlimm, da sich dieselben dann um $\frac{1}{2}$ billiger stellen müßten. Wir deutsche Bäcker haben nämlich zur Herstellung von 4 Pfd. Roggen- oder Weizenbrot 3 Pfd. Mehl nöthig, währenddem Raibmehl, das keinen Kleber hat und infolgedessen weniger Wasser annimmt, auch weniger Brot ausgeben muß. Auch mit dem Preis von 20 Pf. wird es nicht ganz stimmen, da 1 Pfd. Roggenmehl und 1 Pfd. Raibmehl ohne die Brotherstellungskosten gerechnet, sich höher stellen als 20 Pf., wenigstens nach hiesigen Preisen.

Was den Geschmack des mit Raibmehl vermischten Brotes anlangt, so ist derselbe sehr zweifelhafter Natur und auch nicht annähernd dem eines guten Stück Roggen- oder Weizenbrotes zu vergleichen. Möglichst schon, daß es von den großen Herren, die eben an der Rothstandskalamität herumdoctorn und die es ja im Nothfall mit Butter und Schinken belegen können, gut geheißt wird, etwas anderes ist es aber mit dem Arbeiter, der es oft zu einer dünnen Tasse Kaffee genießt, wie es ja in vielen Gegenden Deutschlands Gebrauch.

Ich habe vor ungefähr Jahresfrist im Auftrage einer hiesigen Fabrik, die ebenfalls die löbliche Absicht hatte, ein billiges Arbeiterbrot herzustellen, verschiedene Versuche mit Raib- und Roggenmehl gemacht, und zwar anfänglich $\frac{2}{3}$ Roggen und $\frac{1}{3}$ Raib, und nachdem dies herzlich schlecht ausgefallen war, $\frac{1}{2}$ Roggen und $\frac{1}{2}$ Raib. Trotz dieser kleinen Beimischung fand das Brot in hiesigen Arbeiterkreisen keinen Anklang, indem sich Jeder sagte, lieber will ich für ein gutes Brot 4 Pf. oder 6 Pf. mehr bezahlen.

Bei diesen Versuchen habe ich gefunden, daß das kurze sandartige Raibmehl eher zu allem andern als zur Brotbäckerei geeignet ist, und glaube ich, daß derjenige, der ein gutes Brot davon herstellen will, schon ein Degenmeister à la Murphy sein muß.

Darnach scheint es denn doch sehr bedenklich mit dem Murphybrot zu stehen. Einen viel größeren Werth für die Volksernährung dürften jedenfalls die Meyer'schen Rezepte haben, die wir i. Z. abgedruckt haben. Leider scheine, sie ganz unbeachtet geblieben zu sein.

— Den neuen Anleihebedarf, welchen der Reichstag gehorsamst bewilligen wird, rechnet die „Freisinnige Zeitung“ folgendermaßen aus:

Die Reichsregierung verfügt gegenwärtig auf Grund früherer Bewilligungen des Reichstags noch über Kredite in Höhe von 171 497 957 Mark. Dazu kommen demnächst noch die neuen Kredite, welche der Reichshaushaltsetat pro 1892/93 der Regierung zur Verfügung stellen soll. Etwas Näheres über die Höhe der verlangten Kredite ist noch nicht bekannt. Einige Zeitungen berichten über ein erhebliches Anleihebedürfniß zur Beschaffung neuen Artilleriematerials. Doch ist noch nicht ersichtlich, wie hoch der Gesamtbetrag sich beläuft und ob derselbe sich nicht auf eine Anzahl von Jahren vertheilt. Indef erbeifcht in jedem Fall schon die Fortführung der begonnenen

Schiffs- und Kasernenbauten sowie des Nordostkanals eine neue Anleihe. Der vorjährige Anleihebedarf von 78 000 000 Mk. verteilte sich ungefähr gleichmäßig auf Militär, Marine und Nordostkanal. Wir glauben daher den Anleihebedarf des Reiches für die nächste Februaranleihe schon jetzt auf 200 bis 250 Millionen zu schätzen.

Auch der Finanzminister Preußens bedarf schon zur Fortführung der unternommenen Bauwerke im Februar einer im Wege der Anleihe zu beschaffenden Baarsumme von 200 Mill. Mark. Summa: 400 Mill. Mark.

Thu den Beutel auf, deutscher Reichsbürger! In 15 Jahren hat das Reich bis zu 1700 Millionen Mark Schulden gemacht. Davon entfallen allein auf die letzten 5 Jahre seit 1887 1051 Millionen Anleihekredite und zwar wesentlich für militärische Zwecke. Das geht so fort eum gratia — nicht in infinitum, aber bis zum Bankrott.

Wie weit es das herrliche deutsche Reich auf diesem Weg bereits gebracht hat, zeigt ein Blick auf den Kurszettel. Die 3prozentigen Konsols stehen auf 84, die 3prozentige Schweizer Rente auf 89; um ganze 5 pCt. schätzt man die kleine Schweiz höher, als das große deutsche Reich! Und dabei ist zu erwarten, daß der Kurs der Konsols noch weiter sinkt, bis auf 80! Vermuthlich werden die Konsols in einigen Jahren, wenn nichts Anderes dazwischen kommt, bei den Italienern auf 53 oder bei den Portugiesen auf 32 angelangt sein!

— Dafür weiß der deutsche Reichsbürger aber auch, was er hat, nämlich immer neue Waffen. Und da giebt es kein Sperren, da heißt es immer von neuem zahlen, sonst kommen wir ins Hintertreffen. Unsere Marine wird jetzt großartig eingerichtet; die Infanterie hat ihre neuen Gewehre, fehlt nur noch die Artillerie. Da haben wir wieder Gelegenheit, Geld auszugeben. Die „Volks-Ztg.“ schreibt:

„In die deutsche Artillerie hat das kleine Kaliber bislang keinen Eingang gefunden. So lange die Infanterie das 81-Millimeter-Gewehr trug, konnte die Artillerie auch in den Kampf eintreten, ohne durch das Kleingewehrfeuer ernstlich gefährdet zu werden. Nun aber die Magazingewehre 4000 Meter weit schießen, ist eine Erweiterung der Schußweite der Feldgeschütze eine unabwendbare Nothwendigkeit. In seiner Broschüre „Das Feldgeschütz der Zukunft“ vertritt der General v. Wille die Ansicht, daß es gelingen werde, durch eine Verengung der Geschütze auf 7 Centimeter die Anfangsgeschwindigkeit der Granaten von 440 auf 800 Meter zu erhöhen und damit die Flugbahn auf 10 Kilometer zu erweitern.“

Eine Neubewaffnung der deutschen Artillerie wird ungeheure Summen verschlingen. Vermuthlich wird dieses Opfer uns schon in der nächsten Reichstagsession zugemuthet, da Frankreich sich für die kleinkalibrigen Kanonen bereits entschieden hat. Während der großen Manöver von Bandoevre führte das 37. Artillerieregiment zwei Batterien neuer Geschütze mit sich, deren Kaliber nur 6,6 Centimeter maß und die gleich den Maxim-Mitralieusen durch den Rückstoß wieder geladen wurden. Die deutsche Heeresverwaltung ist zweifellos über die Bewaffnung der französischen Artillerie genau unterrichtet, und vielleicht wird schon längst in den Staatswerkstätten und den Krupp'schen Etablissements an der Herstellung neuer Geschütze mit allen Kräften gearbeitet.

Diese „ungeheuren Summen“ müssen noch den 400 Millionen zugezählt werden.

— Der Zar ist nicht über Berlin gereist, worüber unsere tief sinnigen Politiker sehr traurig sind; denn vielleicht hätte sich durch eine ruhige Zwiesprache manche Differenz heben lassen, meinen sie. Um von der Liebe seiner Unterthanen nicht zu sehr belästigt zu werden, hat der Selbstherrlicher aller Russen die ganze Bahnstrecke mit Soldaten absperrt lassen und ist heimlich bei Nacht und Nebel in sein selbstbeherrschtes Reich eingefahren.

Abperrungsmaßregeln haben auch in Berlin stattgefunden, worüber das hurratschreiende „Volk“ und seine gesinnungstrüchtige Presse sehr traurig gewesen sind. Noch nicht einmal die „Vertreter der Presse“ hat man zugelassen, als der Begasbrunnen enthüllt wurde, dieses Gedankmal für deutschfreisinnigen „Männerstolz vor Fürstenthronen“. Ein ideologisch geschmackloses Ding übrigens, der Begasbrunnen, ganz das geistige Abbild seiner Zeit. Der gute Begas, der nie etwas anderes gewesen ist, als ein leerer Akademiker ohne künstlerische Individualität, hat sich — die Mode bring'ts so mit sich — auch einmal im Koloßo versuchen wollen, hat aber nicht bedacht, daß sowohl für das alte, wie für das moderne Koloßo vor allem außer Eiprit, den er auch nicht hat, künstlerische Selbständigkeit gehört. Das Koloßo, der eigentliche Dekadencestil, läßt der Individualität den weitesten Spielraum, deshalb verlangt es aber auch eine, und keinen — „Professor“.

— Der Zentralverein für Bärenwäse ohne Wasser hat sich jetzt konstituiert, nämlich für das Wohl der arbeitenden Klassen. Bis jetzt ist weiter keine sozial-reformatorische Thätigkeit von ihm zu melden, als daß mehrere Vereine sich zu Geldebeiträgen verpflichtet haben.

— Das Manifest der unabhängigen Sozialisten lautet folgendermaßen:

Sozialdemokraten!
Der Erfurter Parteitag hat gesprochen; sein Spruch kam uns nicht unerwartet. Wenn man in den letzten Wochen die Entschuldigungsbedingungen gegen die Opposition aufmerksam verfolgte, wußte man genau, was die Glocke geschlagen hatte. Das Ziel war schon gedreht, und es fehlten nur die folglichen, an „Disziplin“ gewöhnten Richter und Richter, um den Spruch zu fällen und die Hinrichtung zu vollziehen. Und so waren die Sendboten aus allen Theilen des Reiches auf das zu hegende Bild abgerichtet, daß sie, trotzdem die Aktenstücke noch vor Fällung des „gnädigen“ Urtheils diesem, an die mittelalterlichen Inquisitionskirchen erinnernden Regergesichte voll Beachtung den Rücken wandten, das Richteramt übten und Leute, die gar nicht mehr der Partei angehörten, ausließen.

Die Staatsanwaltschaft der sozialdemokratischen Partei hatte das Material sorgsam vorbereitet; ab und zu hatte sie des Guten zu viel gesagt. So z. B. war in Berlin nicht gefagt worden, insbesondere seien die Parteiglieder durch den Parteivorstand nach Sinn an Schmaroger und Schweifwedler gewährt, sondern „es gäbe Schleppträger, die gar nicht wissen, wie hoch sie sich heranschmarogern sollen, die schon glauben, ihr Magen wird gefüllt, wenn sie bloß einem Reichstagsabgeordneten die

Hand drücken können“. Recht Ihr den Unterschied, der zwischen der wirklich gemachten und der in der Anklageschrift künstlich aufgebauten Keuzerung besteht?

Und weiter: In dem viel erwähnten ersten Flugblatte der Opposition war ganz im Allgemeinen ausgesprochen worden, daß Majoritätsbeschlüsse fast immer mit Rücksicht auf andere Parteien und Gesellschaftsklassen zu Stande kämen, was schon aus der Zusammenlegung der Wählermassen sich ergebe — was macht die Anklageschrift des Parteivorstandes daraus? Geschwindigkeit ist keine Herzei. Blatt und frisch steht da: Majoritätsbeschlüsse in der Fraktion. Man sieht, eine ganz allgemeine Ansicht über Strömungen in der Partei wird willkürlich auf die Fraktion im Reichstage zusammengebrängt. „In der Eile“, sagte Herr Kuer in Erfurt, „wären diese Schmeber unterlaufen.“ Wärrlich, der selige Bellacini hätte von diesen Herren etwas lernen können.

Und der Phonograph wirkte; nicht ein Delegirter wollte nach Hause kommen, ohne sein Sprichlein gegen die Opposition sein lächerlich hergesagt zu haben.

Die Kämpfer gegen die Uebermacht der Bourgeoisie, die Helden, die sich anjähren, die Welt zu erobern, sind so jart besätet, so feinsäbend, daß sie über jedes, ein wenig kräftige Wort, das in den Versammlungen vorher gefallen war, Feter und Morbio schreien. Die alten Schläumeier! Die abgearteten Parteiführer gaben sich den Anschein, als wenn sie während ihres Wirkens in der Partei noch niemals ein Wässerchen geträbt hätten. Herr Frohme wußte wohl nicht mehr, daß er die Herren Liebnacht und Bebel in der niederträchtigen Weise beschuldigt hatte, Subventionen von Sonnemann erhalten zu haben; eine Arbeit der Verdächtigung, die er nach Jahren gegen den jetzigen Abgeordneten Schippel noch fortsetzte.

Herrn Liebnacht war es wohl ganz entfallen, daß er im vorigen Jahre von zweifelhaften Elementen geschrieben hatte, die in der Volkssträube ihr Wesen trieben?

Ferner: Erinnerte sich jener Mann nicht mehr, daß er von der „Sächsischen Arbeiter-Zeitung“ behauptet hatte, sie legte unter sozialdemokratischer Flagge, um der Bourgeoisie- und Polizeipresse Material zur Verächtlichmachung der Sozialdemokratie zu liefern?

Hatte Herr Bebel nicht einen sachlich gehaltenen Artikel des Dr. Wille über die Schäden in der Partei, der ohne jede persönliche Spitze war, sofort als „hubenhafte Kampfesweise“ bezeichnet?

Doch bleiben wir in der Gegenwart! Was waren wohl alle Morithaten der Opposition gegenüber der Behauptung Fischer's vom Parteivorstand, gemacht auf dem Tribunal zu Erfurt: „Ich sage nicht, die ganze Opposition ist Bolschewische, aber es giebt eine Reihe unsauberer, charakterloser Elemente darunter, die aus der Partei ausgeschlossen werden müssen.“

Wir drücken Ihnen die Hand, Herr Fischer; Sie sind ein edler Mensch! Nicht die ganze Opposition halten Sie für Bolschewische.

Wir fragen gegenüber den Splitterrichtereien der letzten Zeit jeden Unbefangenen: Ist eine solche Keuzerung ein Verleumdungsplüster oder ein Verleumdungsbalken?

Nun zu einer allerdings etwas fein gedrehten Keuzerung Bebel's! In der sachlichen Polemik mit Bollmar über die Taktik der Partei führte Bebel in Erfurt aus: „Wenn Jemand die Fäbhlung mit den Massen verliert, so ist solche Sinnesänderung (vom Radikalismus zum Optimismus) leicht möglich, und wenn Jemand in angenehmen wirtschaftlichen Verhältnissen lebt, so ist er wohl dem Gedanken zugänglich: Langsam, es eilt nicht. Der Satte hat eben Zeit.“

Hätte ein Oppositioneller ergebnis zu behaupten gewagt, die Taktik August Bebel's werde von seinem gefättigten Magen diktiert: Wir fragen wieder, wäre das eine durch nichts gut zu machende Verleumdung gewesen oder nicht?

Ja, Bauer, das ist ganz was Anderes. Was August Bebel gestattet ist, darf noch nicht jedem gewöhnlichen Sozialdemokraten erlaubt sein.

Aber abgesehen davon, erklärte ja der „Oberstaatsanwalt“ Kuer vor verammeltem Reichstuge, daß das Eindrändnäh mit den im erwähnten Oppositions-Flugblatte niedergelegten Anschauungen vollkommen genüge, um einen derartigen Mißthäter außerhalb der Partei zu stellen.

War es denn nicht Herr Bebel, der jetzt selbst so kräftig in das Vernichtungshorn dieses, welcher sich im Jahre 1885 zum Verteidiger der Genossen in Frankfurt a. M. aufwarf, die in scharfen, das jegige Flugblatt überbietenden Ausdrücken die Fraktion abfanzelten? Allerdings, das war ja damals; damals wagte Herr Kuer noch nicht, eine so prächtige Anklagerede gegen die Parteiböjewische zu halten.

Gewiß, wir haben seit der Aufhebung des Sozialistengeetzes in der Parteientwicklung herrliche Fortschritte gemacht.

Die Herren vom Parteivorstand mögen sich drehen und wenden, wie sie wollen, sie werden nicht die Thatsache verdunkeln können, daß sie Männer, die auf dem Boden des Programms standen, wegen abweichender Ansichten anklagen und verurtheilen ließen.

Der Parteivorstand hat somit seine Unfähigkeit bewiesen, alle Schattierungen des kämpfenden Proletariats zu einer großen Partei zusammenzufassen. Unter dem Eindruck dieser Thatsache erklärten daher die oppositionell gesinnten Genossen Berlins in einer öffentlichen Versammlung in der Reissource, daß sie von nun an nicht mehr innerhalb der engen Grenzen der bisherigen Organisation die Propaganda ihrer sozialistischen Ansichten betreiben könnten.

Sie verweigerten einem derartig diktatorisch geimnte Parteivorstande den Gehorsam. Sie waren überdies der Ansicht, daß der übermächtige Zentral-Apparat der Partei, nämlich der Parteivorstand, lähmend auf die selbständige Bewegung der fortgeschrittenen proletarischen Schichten einwirkte, indem er ihnen einseitig dieselbe Marschroute wie den zurückgebliebenen Elementen der Partei vorschrieb. Das Recht des Parteivorstandes, die Haltung der Presse zu kontrollieren, macht ihn zu einer wahren Zensurbehörde, die es leicht in der Hand hat, der Presse den freien Athem zu nehmen und sie in eine enge, vom Parteivorstand genau bestimmte Schablone zu zwängen!

Wir fordern daher im Interesse der Entwicklung des sozialistischen und proletarischen Gedankens die volle Unabhängigkeit der Presse, den Genossen in den einzelnen Orten stehen selbst Mittel genug zur Verfügung, um eine etwa nothwendige Kontrolle über die Presse zu üben.

Wir oppositionell gesinnten Sozialisten wollen das ganze Proletariat zu einer Schlachtreihe gegenüber der Bourgeoisie vereinigen; jedoch bekämpfen wir jede erzwungene Zentralisation, welche die freie, eigene Bewegung bestimmter Arbeiterschichten lähmt. Der Organisationskörper der politisch und wirtschaftlich organisierten Arbeiter muß unserer Ansicht nach nicht nur groß und umfangreich sein, er muß auch über starke, selbstthätige Glieder verfügen; auf deren Entwicklung wollen wir besonders hinwirken.

In unserer Zeit, wo der Arbeiter Tag aus, Tag ein von einer Kaserne in die andere wandert, — von der Mietkasserne in die Arbeitskaserne, — erhält sein ganzes Leben einen einseitigen, kasernenartigen Zuschnitt, der seine Individualität mehr und mehr verkennt. Er troknet gleichsam aus und verliert die Fähigkeit, neuen Eindrücken kritisch gegenüberzutreten. Der Individualismus des Arbeiters legen wir oppositionellen Sozialisten einen großen Werth bei. Wir wollen den Horizont des Arbeiters durch rege Diskussion über alle öffentlichen Fragen

stetig erweitern. Wir wollen ihm nicht sofort diese oder jene allein festmachende Ueberzeugung aufdrängen, sondern wir wollen ihn vor Allem anregen, aus Diskussionen heraus sich seine eigene Meinung zu bilden.

Die Klärung der proletarischen und sozialistischen Ideen liegt uns am Herzen. Unser Standpunkt zur sozialistischen Taktik ist dieser: Wir setzen voraus, daß, je weiter sich die bürgerliche Gesellschaft entwickelt, sich desto mehr die Klassenunterschiede zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten erweitern, und um so bestiger der Klassenkampf entbrennt. Je entwickelter nun die Individualität des Arbeiters ist, um so machtvoller tritt er auf, desto revolutionärer ist er. In der sozialistischen Taktik muß deutlich jene Tendenz nach Verstärkung der Klassenunterschiede zum Ausdruck kommen. Der Boden der Unterhandlungen mit der Bourgeoisie wird immer mehr verschwinden, und das Proletariat wird im wachsenden Maße gedrängt werden, eine rein abweichende Politik gegenüber der Bourgeoisie einzuschlagen. Von einem neuen Kurse wird daher für uns innerhalb des Klassenkampfes nie die Rede sein können.

Die positive Mitarbeit an der Gesetzgebung wird einfach zu einer Unmöglichkeit werden. Unbeschadet dieser unserer Auffassung über die Taktik der Partei werden wir jedoch andere Anschauungen über diese nicht durch Majoritätsbeschlüsse verewaltigen.

Wir sind für einen vollkommen freien Austausch der Meinungen. Und da wir denselben in der bisherigen Parteiorganisation nicht mehr finden, da der Ausschluß aus der Partei dräuend über jedem selbstbedenkenden Sozialisten schwebt, — ganz gleich, welcher Richtung er auch angehöre — deshalb wirken wir außerhalb des engen Rahmens der Parteiorganisation. Wir sind Sozialisten und stehen auf dem Boden des Klassenkampfes. Aber da die Diktatur des jetzigen Parteivorstandes jedes selbständige Denken ersticht, und da die Organisationsform der heutigen Partei die freie Bewegung der proletarischen Gesellschaftsklassen einschränkt, fordern wir die Genossen, die nicht mit dem Parteivorstande und seiner Taktik einverstanden sind und eine freie Ausgestaltung der Organisation anstreben, auf, gemeinsam mit uns einen Verein unabhängiger Sozialisten zu bilden.

Aufgabe des Vereins wird es sein, weiter für die Propaganda unserer Ansichten zu wirken, die nur einen Zweck kennen wird:

Die Befreiung des Proletariats aus den Fesseln der Anechtshaft.

Die Siebener-Kommission.

Wir rechnen uns nicht zu der Opposition, wie sie sich jetzt, in Folge des Vorgehens von Parteivorstand und Parteitag entwickelt hat, und ebensowenig stehen wir auf der Seite des Parteivorstandes und der Fraktion. Das Angenehme, abgesehen von dem Vortheil, daß insollgedessen von beiden Seiten auf uns geschimpft wird, ist, daß wir ein unbefangenes Urtheil über die Sache beanpruchten können.

Ueber einen Punkt des Manifestes lassen wir uns in heutiger Nummer weiter aus und werden späterhin noch andere Punkte besprechen.

Wir glauben, daß die Fraktion sich dieser Folgen ihres Erfurter „Sieges“ nicht vermuthen gewesen ist. Ob der Miß noch tiefer und der Zwist noch unheilvoller wird, das wird ganz auf das Verhalten der Fraktion ankommen.

— Die belgische Verfassungsrevision steht noch immer auf demselben Fleck. Der Bericht der Centralsektion, der jetzt nach fünfmonatlicher Thätigkeit fertig gestellt ist, hält das allgemeine und direkte Wahlrecht für gefährlich, weil, schreibt der Berichterstatter nach genug, dann eine sozialistische Kammermehrheit entstehen würde. Dafür wird folgender Vorschlag gemacht: Wahlberechtigt sollen sein alle 25 Jahre alten Belgier, welche entweder 1) 10 Franks direkte Steuern bezahlen oder 2) ein Haus bewohnen, auf welchem in Gemeinden unter 5000 Einwohnern 30 Franks, in Gemeinden von 5000—20 000 Einwohnern 42 Franks und in Gemeinden von mehr als 20 000 Einwohner 60 Franks Grundsteuern lasten oder 3) von einer Universität das Doktordiplom erhalten haben.

Die Arbeiter wären danach wieder geprellt, obgleich sie durch den Streit die Verfassungsrevision doch sicher nur erzwungen haben, um selbst wahlberechtigt zu werden. Den ganzen Vortheil hätten die Bauern, welche ultramontan wählen würden. Was vorauszusehen war.

— Zur Arbeiterschutzgesetzgebung in Frankreich.

Der Arbeitsauschuß der Kammer beschloß kürzlich, einen Gesetzentwurf einzubringen, dessen Ausgangspunkt die häufigen Eisenbahnunfälle der letzten Zeit sind. Der Abgeordnete Maréjouis, der mit der Ausarbeitung des Entwurfes betraut wurde, soll nachweisen, daß Heizer, Maschinisten und Weichenwärter überangestrengt sind, und beantragen, daß von den anzustellenden Eisenbahnbeamten Zeugnisse zu verlangen sind, die hinsichtlich ihrer Befähigung und Zuverlässigkeit größere Gewähr bieten als bisher. Ferner ist auf eine Verbesserung des Kontrolldienstes zu bringen. Es sollen „Sicherheitsinspektoren“ ernannt werden, die ihr Amt von dem Bauenminister erhalten und ausschließlich der Kategorie der Chefs oder Soudchefs der Kemisen, der Maschinisten, die mindestens fünf Jahre gedient haben, angehören müssen.

Dem Ministerrathe wurde ein Gesetzentwurf bezüglich Errichtung von Arbeits- und Schiedsgerichtsstammern, welchen der Handelsminister ausgearbeitet hat, vorgelegt. Nach demselben sollen die Mitglieder dieser Körperschaften zur Hälfte von den Arbeitern und zur Hälfte von den Arbeitgebern aus ihrer Mitte gewählt werden. Für jede Gewerbeklasse und jeden größeren Bezirk sollen besondere Fachkammern errichtet werden, welche über alle gemeinsamen Zwistigkeiten zwischen Unternehmern und Angestellten und ihnen unterbreitete Fragen der Arbeitsverhältnisse Beschlüsse fassen sollen, namentlich bei dem drohenden Ausbruch von Ausständen zur Berhütung derselben und bei schon ausgebrochenen zu ihrer Beilegung.

— Der parlamentarische Auschuß des Gewerkevereinskongresses hat, wie aus London berichtet wird, seine Achtstunden-Bill fertig. Dieselbe spricht den Grundsat aus, daß jedes Gewerke den Achtstundentag einführen darf, wenn zwei Drittel der Mitglieder des Gewerkes

„in einer Stadt dafür sind“. Tom Mann hat sich über den Achtstundentag folgendermaßen ausgesprochen:

Wenn man zugeht, daß die Arbeitszeit herabgesetzt werden soll, so entsteht die Frage, wie der Grundtag durchgeführt werden kann. Die meisten werden natürlich sagen: „Laßt uns eine internationale Normalarbeitszeit für alle Gewerke und alle Länder haben.“ Diese würde sehr einfach und wirksam sein. Aber in unserer Generation wird es wahrscheinlich nicht dazu kommen, und so lange zu warten, wäre kaum wünschenswert. Deshalb müssen wir erst mit einigen Ländern anfangen, und zwar mit solchen, welche sich auf derselben Stufe industrieller Entwicklung befinden. Dabzu würden wahrscheinlich die Vereinigten Staaten, Großbritannien, Frankreich, Deutschland, Belgien und die Schweiz gehören. Wenn man sich aber die Verhältnisse dieser Länder näher ansieht, wird man bald zu der Ueberzeugung gelangen, den Bereich weiter einzuziehen. Einige von diesen Ländern sind dem Achtstundentag näher als andere; am nächsten England und Amerika. Die englischen Arbeiter würden es kaum für notwendig erachten, zu warten, bis ein anderes Land auch mitmacht, und deshalb wird die Frage bald eine nationale werden. Aber selbst dann fragt es sich, wie viele Gewerke den Achtstundentag bekommen sollen, alle oder nur einige. Die Mehrzahl der Arbeiter ist geneigt, diese Frage nur nach Nützlichkeitssicht zu entscheiden. In einigen Gegenden und Gewerken wird schon jetzt nur acht Stunden oder gar noch weniger gearbeitet, während in anderen zwölf Stunden die Regel sind; einige Gewerke sind gesundheitsschädlicher als andere, wie z. B. die chemische Industrie. Die Sache ist dringlich. Dennoch wollen die Arbeiter warten, bis die Regelung eine allgemeine wird, wenn dadurch größere Vorteile erlangt werden können.

— **Einem interessanten Beitrag zur Geschichte der ursprünglichen Akkumulation** finden wir in einem Artikel über Guatemala in der Handelszeitschrift „Export“:

„Im vergangenen Jahre ging zuerst eine deutsche Firma in diese Gegend, sandte Leute zur Beschäftigung aus, und als diese die prächtigen Wälder sahen, die schönen Kaffeestauden der Indios, fing die Firma an zu denutzieren. Demuzia ist das Recht, wie es der Bergmann hat in den Bergen. Alles Land, welches nicht vermessen ist, ist freies Regierungsland, und die darauf wohnenden Indios müssen mit dem Augenblick alle Rechte aufgeben, wo ein Anderer kommt und sagt: von dem Baum bis zu dem Baum, von dort bis dort, das ist mein Territorium, ich bitte um Vermessung. Die Demuzia ist gemacht, der Demuziende bezahlt die Vermessungskosten und ein nicht der Rede wertiges Geld für das Terrain. Bis zu 30 Caballerias, also bis zu 5500 preussische Morgen, kann eine Personlichkeit denutzieren, mehr nicht. Je nach der Lage des Terrains kostet: 30 Caballerias inkl. Kauf, Vermessung und sonstiger Unkosten vielleicht 2000 Doll., gleich 6400 M. Die Firma war sehr befreundet mit der Regierung, sie ließ dem Präsidenten ein Stück von 30 Caballerias vermessen, den sämtlichen Ministern ebenfalls, und erreichte dadurch, daß sie etliche Tausende Caballerias für sich denutzieren konnte.“ Eine wilde Bevölkerung, die sich gegen die Uebergriffe der Eingeborenen (Fremden) wehrt, die sagt: ihre gepflanzten Kaffeestauden gehören ihr, ebenso das Terrain, man soll ihr zahlen. Die Leute haben ja Recht, doch der Stärkere hat mehr Recht; man hat sie schon mit Soldaten bearbeitet. Sie schießen dafür die Korporales und Rajordomos auf den neuen Finco's aber den Haufen; etwas hat sich die Wut schon gelegt, da man ihnen die Vorteile, welche die Pflanzungen bringen (1), schon bewies.

Man vergleiche damit die Schilderung, welche Marx in „Kapital“ von diesen Prozeduren in England giebt, und man sieht, wie selbst unter den verschiedensten geschichtlichen und geographischen Bedingungen der Kapitalismus sich stets gleich bleibt: Man nimmt den Leuten das Land weg, das ihnen gehört und von dem sie sich bis jetzt ernährt haben, „beweist ihnen die Vorteile“ und verwendet die armen Teufel, die nun keine weitere Subsistenz haben, dazu, um für die Fremden zu arbeiten: die Trennung des Arbeiters von seinen ursprünglichen Produktionsmitteln, Schaffung des „freien Arbeiters“ und damit der Bedingung zur kapitalistischen Produktionsweise, wo der Mensch nicht mehr wie früher für den eigenen Bedarf arbeitet, sondern den Zweck hat, Mehrwertmaschine zu sein.

„Individualität“.

In dem Manifest der „unabhängigen Sozialisten“, das wir an anderer Stelle abdrucken, mit dem wir uns aber nur sehr theilweise einverstanden erklären können, finden wir folgenden Passus:

„In unserer Zeit, wo der Arbeiter Tag aus, Tag ein von einer Kaserne in die andere wandert — von der Methskaserne in die Arbeitskaserne — erhält sein ganzes Leben einen einheitlichen, kaserneartigen Zuschnitt, der seine Individualität mehr und mehr verkümmert. Er trocknet gleichsam aus und verliert die Fähigkeit, neuen Eindrücken kritisch gegenüber zu treten. Der Individualismus des Arbeiters legen wir oppositionellen Sozialisten einen großen Wert bei.“

Weiter heißt es dann:

„Je entwickelter die Individualität des Arbeiters ist, um so machtvoller tritt er auf, seinen, seine Existenz schädigenden Einflüssen entgegen — kurz, desto revolutionärer ist er.“

Der Zusammenhang dieser Zitate mit dem Uebrigen kann ja aus dem Manifest selbst ersehen werden.

Solche Sätze klingen nun recht schön und sehen sehr philosophisch-tiefsinnig aus; im Grunde aber sind sie ein unrichtbarer Anstich.

Die Gedanken und Gefühle des Menschen sind die logischen Konsequenzen seiner äußeren Lage. Wenn also die äußere Lage der einzelnen Individuen völlig gleich ist, so müssen, da die logischen Gesetze unwe-änderlich sind, auch die Gedanken und Gefühle der Individuen völlig gleich sein. Eine sogenannte Individualität kann sich dann nur unter zwei Bedingungen entwickeln: entweder bei besagter Individualität fungieren die logischen Gesetze theilweise nicht richtig; oder dieselbe besitzt einen so hervorragenden und überlegenen Verstand, daß sie im Stande ist, über die ihm meist bestimmenden Einflüsse hinwegzugreifen, wie man sagt, „die Sache von einem höheren Gesichtspunkt aus zu betrachten“. Leute der zweiten Gattung sind äußerst seltene Vögel, so selten, daß sie bei einer derartigen Betrachtung gar nicht in Frage kommen können. Leute der ersten Gattung sind dagegen sehr häufig, Jeder hat ein Stückchen davon. Man nennt sie auf deutsch Narren, und wenn man sich

die „Individualitäten“, denen man begegnet, klar macht, so findet man auch, daß ihre Individualität mit ihrer Nartheit kongruent ist.

Wenn man diese Sache belletristisch oder „philosophisch“ betrachtet, so findet man, daß sie nicht schön ist; bei etlichem Humor setzt man sich aber über die Unschönheit hinweg und überlegt sich etwa mit Jean Paul: „Nartheiten hat, so wie Eingeweidewürmer, jeder vernünftige Mensch“ oder denkt daran, was für eine prächtige „Individualität“ doch Don Quixote ist.

Aber wenn es sich um politische Kämpfe handelt, so braucht man derartige Tröstungen noch nicht einmal, da man als Politiker — ungeschön und nüchtern ist's freilich — die Menschen weder von den erhabenen Höhen der Philosophie aus betrachtet, noch aus den anmuthigen Thälern der Belletristik; sondern bloß von dem prosaischen Boden der Nützlichkeit her. Und wie man zu verschiedenen Gedanken kommt, wenn man einen Mastochsen als artadischer Schäfer betrachtet oder als utilitarischer Philosoph oder als schlichter Landmann, so auch hier.

Auf das praktische Gebiet begiebt sich nun das Manifest in dem zweiten Zitat, wo es behauptet, daß der Mensch desto revolutionärer ist, je entwickelter seine Individualität ist.

Scher: bei Seite, und betrachten wir den Gallimathias einmal ernsthaft: Was hat die Entwicklung der Individualität mit dem revolutionären Sinn zu thun?

Jede Ursache hat ihre notwendige Folge. Wenn die materiellen Verhältnisse derart sind, daß sie die Menschen logisch revolutionär gesinnt machen müssen, so machen sie sie revolutionärer gesinnt; und zwar ist das keine individuelle Erscheinung, sondern das ist bei allen der Fall, die den Verhältnissen unterliegen, mit Ausnahme der oben charakterisirten zwei Kategorien von Menschen.

Der revolutionäre Sinn wird Heerdentrieb. Was nebenbei die einzige Möglichkeit ist, daß die Sache überhaupt Zweck, Sinn und Erfolg hat. Denn die „Individualitäten“ haben noch niemals Revolution gemacht, weil sie vorher entweder ins Narrenhaus gesperrt oder anderweitig unschädlich gemacht sind.

Und was können jene zwei Kategorien von Menschen erreichen? Die erste kommt, wie gesagt, nicht in Betracht, weil derartige Menschen zu selten sind und auch ohne solche doktrinaire Manifeste ihren Weg zu finden wissen. Aber die zweiten!

Eine verschrobene „individualistische“ Logik kann alle möglichen Schlüsse aus den Verhältnissen ziehen, welche das misachtete „Heerdenvieh“ zu revolutionären Schläffen bringt. So zum Beispiel zur Tolstojischen Philosophie. Daß ein Mensch, der sich bewußt zu Tolstoj bekennt, intellektuell höher steht — trotzdem bei ihm eine Schraube los ist — als Einer, der ganz naiv seinem dunkeln sozialrevolutionären Zuge folgt, mag richtig sein. Aber eben so richtig ist, daß diese Individualität die endgültige Befreiung nur stören kann, indem es durch seine Quassellei noch Andere unklar macht.

Man werfe nicht ein, daß solche Leute ja gar nicht gemeint sind. Das ist eben der Fehler in der Behauptung. Wenn man eben das Recht der Individualität so sehr betont, so kann man doch nicht einfach die Individualität, die einem nicht gefällt, weglassen und bloß die nehmen, welche „machtvoll entgegentritt“.

Der Mensch hat eben nur eine Logik, und muß deshalb nothwendig aus denselben Vorderfüßen dieselben Schlüsse ziehen, also bei den gleichen äußeren Verhältnissen zu heerdenmäßigen Empfindungen gelangen.

Wir haben vorhin bemerkt, daß das außerdem die einzige Möglichkeit ist, daß etwas aus der Sache wird.

Individualitäten sind, als Individualitäten, nicht unter einen Hut zu bringen. In der Politik handelt es sich aber um Kämpfe, vor allem in der Politik der Arbeiterklasse. Dem Kämpfer steht eine festgefügte Macht gegenüber, die gehörig organisiert ist und stramm zusammengehalten wird. Das ist keine Schafherde, unter der ein Don Quixote Lorbeern erringen kann, sondern Kampagnen handfester Gestalten, welche den irrenden Ritter von der Individualität ganz erbarmungslos durchprügeln würden, wenn er ihnen entgegenstürzte, um ihn dann mit verdientem Spott wieder nach Hause zu schicken. Um gegen eine Macht zu kämpfen, muß man selbst eine Macht sein, und keine „Individualität“. Und da kommt uns eben das Heerdenmäßige des revolutionären Sinns bei den Arbeitern zu statten; das gestattet, daß Bataillone und Armeen mit straffer Disziplin gebildet werden, welche dem Gegner gewachsen sind. Ja, dieser Umstand ist überhaupt der Unterschied zwischen dem modernen Sozialismus, welcher eine Massen- oder Heerdenbewegung ist und dem utopistischen, welcher auf Individualitäten steht. Deshalb hat der Fourierismus, der Saint-Simonismus, der Owenismus nicht die Welt umgestaltet? Deshalb wird die Sozialdemokratie sie umgestalten? Die Sozialdemokratie ist das logische Produkt der äußeren Verhältnisse in den Köpfen der Masse, während jene Lehren von genialen Individualitäten — erste Kategorie diesmal — ausgedacht waren und bloß Eigentum der Individualitäten blieben.

Wir hoffen, daß man gerade bei uns ein scharfes Urtheil über diese Individualitätsrederei nicht falsch auf-fasse wird, da wir auch der anderen Seite, der Fraktion und der Parteileitung gegenüber aus unserem Herzen keine Mördergrube gemacht und unsere Empörung über das Vorgehen gegen die Opposition nicht verhehlt haben: diese Ausführungen über Individualität sind der Ausfluß einer Don Quixoteschen Nartheit und doktrinären Philosophasterie.

Die Schule und der Sozialismus.

(Aus Lehrerkreisen.)

(Schluß.)

Auch in der Organisation der Schule liegen Schäden, nicht bloß in ihrem Lehrstoff. Im ersten, oft auch noch im zweiten Schuljahre wird ein Sachunterricht gelehrt. Anschauungsunterricht genannt, der in der That ein Anfang zur Einführung in das praktische Leben ist. Aber dann hört es auf; vor Unterweisung über die Produktion und ihre Arten, wie über den Staat und seine Einrichtungen, über die Gesetze, kurz vor der Einführung in das praktische, öffentliche Leben, das doch die Hauptaufgabe der Schule sein sollte, hat man sich bisher ängstlich gehütet. Da, o Ironie des Schicksals, ertönt von Seiten konservativer adliger „Schulfreunde“ der Ruf: „Treibt Volkswirtschaft und Gesetzeskunde in der Schule; das ist die Wissenschaft, durch welche am besten den Irrlehren der Sozialdemokratie vorgebeugt werden kann und wozu die Lehrer am besten zu verwenden sind.“ Und wirklich hat sich eine Agitation unter den Volksschullehrern gebildet für einen volkswirtschaftlichen Schulunterricht vom „christlichen und nationalen“ Standpunkt; in der Voraussicht indeß, daß durch Hinlenkung der Lehrwelt auf ein Studium der Nationalökonomie der volkswirtschaftliche Unterricht dem Stande der Wissenschaft entsprechend erteilt werden und somit für den Staat selbstmörderisch wirken könnte, wird seine Einreihung in die Schulfächer sicherlich möglichst lange verzögert werden. Ebenso wird es gehen mit dem Arbeitsunterricht, der unbedingt ein wichtiges Stück der allgemeinen Menschenbildung ist, der aber, weil eine Neuerung, noch viele Feinde unter den Pädagogen hat und weil er Lust und Liebe zur Arbeit, weil er das gesellschaftliche Prinzip der Arbeit der Jugend einpflanzen soll, sicherlich nicht durch Initiative des Staates in die Schule gebracht werden wird.

Allgemeine Menschenbildung, das war vor hundert Jahren die Forderung von Männern wie Rousseau, Pestalozzi u. A. zur Zeit des Aufschwungs der Pädagogik, zur Zeit, als das französische Bürgerthum die Gewährung der allgemeinen Menschenrechte verlangte. Aushebung aller Stände-, Nations- und Konfessionsbildung, eine internationale Pädagogik, das war die Konsequenz der geforderten allgemeinen Menschenbildung; doch das Bürgerthum hatte jene so wenig zu beseitigen gewußt, daß das öffentliche Unterrichtswesen heute mehr denn je eine Zersplitterung und hundertsache Abstufung zeigt. Die Organisation der Elementarschule giebt ein charakteristisches Bild davon. In den meisten Städten bildet nämlich die Schuljugend nicht einen einheitlichen Organismus, trotzdem doch alle Kinder den gleichen Anspruch und gleich vorgebildete Lehrer haben, sondern wo es irgend geht, erhebt die Kommune zweifach oder dreifach verschiedene Preise im Schulgeld, um so die Schuljugend in einen Haufen armer, bemittelter und wohlhabender Kinder einteilen zu können. Dabei wird die Mädchenbildung von der Knabenbildung streng geschieden. Schon durch die einfache Volksschule werden somit der Jugend die Stände- und Vermögensunterschiede deutlich zum Bewußtsein gebracht. Es bleibt somit eine Aufgabe der Partei der wahren sozialen Reform, die Wissenschaft, die geistigen Güter, welche eine Frucht der Nation und der Menschheit, also der Gesellschaft sind, zum Gemeingut Aller zu machen. Wohl ist die Wissenschaft eigentlich schon Gemeingut Aller und es kann Keiner besonders Anspruch darauf machen; doch wer aus dem Volke hat heute die Mittel, Kunst und Wissenschaft zu studiren, die geistigen Güter zu genießen? Darum soll die Gesellschaft sie Allen zugänglich machen, allen liefern. Zum Glück verfechten schon unter den Lehrern manche den Gedanken einer allgemeinen einheitlichen Schule, und selbst die preussische Regierung erstrebt die Unentgeltlichkeit des Schulunterrichts, wenn auch im Interesse einer völligeren Zentralisirung desselben, ein Vorgehen, gegen das die sächsische Regierung noch als gegen ein sozialdemokratisches anlämpft. Indes, auch in der ständemäßigen Abschließung der Schuljugend liegt ein Vortheil, wenngleich ein negativer: sie dürfte die zu Männern herangewachsenen Knaben um so eher zur Befinnung bringen, den Klassenkampf aufzunehmen, also eine Schulung zum Zusammenhalt in Interessentkampf sein.

Ein anderer großer Mangel bei der Volksschule ist die bürokratische Leitung und Verwaltung derselben, während eine Kommandirung doch nirgends so viel schadet als beim geistigen Arbeiten. Daher und weil immer noch der Geistliche der „geborene Schulinспекtor“ ist, wie Herr von Puttkamer einst als Unterrichtsminister sagte, kommt die große Abgestumptheit und Interessellosigkeit der meisten Lehrer für ihr so wichtiges Amt, natürlich auch die erzwungene Heuchelei der meisten. In keinem andern Arbeitszweige kommt es vor, daß zu Vorgesetzten Leute „eingesetzt“ werden, die keine Fachmänner, ja kaum Sachverständige sind. Und doch schadet dies in keinem andern Fache so, wie in dem der öffentlichen Jugend-erziehung. So ist es gekommen, daß in jedem größeren Schulorganismus der Lehrer ein willenloses Werkzeug, ein todttes „Rad in der Maschine“ geworden ist, wie mancher Lehrer klagt. Und doch ginge es hier leichter als anderswo, eine wirklich genossenschaftliche Selbstverwaltung einzurichten, eine Selbstverwaltung, die allein eine freudige Lehrarbeit erzeugen kann und ein allmähliges Herausführen aus dem alten Schlandrian. Ja, durch die Einrichtung der Lehrerkonferenzen haben sich „freie Lehrer-Vereine“ gebildet, die ohne bürokratische Bängelung in Versammlungen und auf Kongressen es

wagen, an eine selbstständige Berathung aller Schulfragen zu gehen. Schon hat die preussische Regierung diesen Lehrerparlamenten einen Niegel vorgeschoben; doch dürfte ihr aus den zum Zweck besserer Disziplinierung geschaffenen Lehrerverfassungen ein nicht zu unterschätzender Feind erwachsen.

Der bürokratischen Schulverwaltung entsprechend ist der Verdienst der Lehrer, der gemäß dem von J. St. Mill ausgesprochenen Satze, daß die schwerste, anstrengendste Arbeit am schlechtesten bezahlt wird, im umgekehrten Verhältnis zu ihren Leistungen steht. Während ein tüchtiger Dorfschullehrer, der doch eine ganze Gemeinde „großzuziehen“ hat, oft mit 90 Kindern und noch mehr 30 Stunden wöchentlich zu arbeiten, sich abzurufen hat und nur 900 Mk. verdient, braucht ein Professor bei 9000 Mk. Gehalt nur 10 oder gar nur 4 Stunden wöchentlich zu „lesen“. — ein Mißverhältnis, dessen Ungerechtigkeit keiner bestreiten kann. Daß dies Mißverhältnis im Vergleich zu den Geistlichen noch größer ist, von denen z. B. in der Provinz Sachsen viele 12 000 Mk. gegenüber den 9—1500 Mk. des Lehrers beziehen, mag nur beiläufig erwähnt werden, ebenso daß auch das Wissen der semiaristokratischen Lehrer gegenüber der akademischen größeren Bildung, worauf jene Herren Anspruch machen, quantitativ und natürlich auch qualitativ nicht viel geringer ist.

Leider ist freilich auch die Lehrerbildung so bedenklich organisiert, daß sie die Lehrerseminare je nach dem Willen des Staates zu Schulen macht, die den Konvikten der Jesuiten sehr ähneln und einen Hort der Reaktion bilden. Vielwissen, besonders religiöses Vielwissen ist heute die Parole an den preussischen Seminaren, verbunden mit einer „strammen“ Disziplin und früher Uebung im Augenverdrehen.

Doch genug. Schon aus dieser Skizze dürfte sich ergeben, daß die heutige Staatschule keineswegs der Herrschaft des „Bürgerthums“ entspricht, sondern nicht ist als der nur den herrschenden reaktionären Mächten dienende öffentliche Unterricht in bürokratischer Leitung. Der Professor ist ein Schulmeister, der für überreichliche Bezahlung den Staat lobt, dessen Berechtigung und Güte zu erforschen und nachzuweisen sucht, während der Elementarschullehrer bei kärglicher Bezahlung den schwierigsten Dienst hat, die Aufgabe, das „junge Volk in der Zucht und Vermahnung zum Herrn“ zu erziehen, zu einem Herrn, der Kirche und König zugleich ist: alle aber sind sie Prostituirte, sind Schergen der Reaktion, die, sobald sie Miene machen, dem Volke wirklich durch die Aufklärung zu dienen, unbarmherzig auf's Pflaster geworfen werden.

Kann nun die Reaktion aus dieser Festung nicht herausgedrängt werden? Leider ist die Schulpolitik nicht Sache der Reichsgesetzgebung; das Volk hat also keinerlei Einfluß auf dieselbe, und die liberale wie die konservative Bourgeoisie in den einzelnen deutschen Staaten hat ein Interesse daran; den jetzigen Zustand zu erhalten, wenigstens für die „Volksschule“. Das Volk muß also ohne Murren immer weiter seine Kinder in die Zwangsschule, in die mittelalterliche Staatschule abliefern. Daß dem preussischen Volke je das allgemeine gleiche Wahlrecht für Landtag und Kommune „gewährt“ werde, ist wohl nicht zu erwarten; eher ist es möglich, daß die Schulgesetzgebung Sache des Reiches wird. Dann aber kann eine ungemessene Kritik an der Staatschule geübt werden; dann kann diese heute wichtige Stütze der Reaktion „untergraben“ und eine nicht unbedeutende Agitation entfaltet werden; denn an der Erziehung seiner Kinder hat auch der zaghafteste Proletarier ein großes Interesse. Und daß es viel zu thun giebt auf dem Felde der Schulpolitik, dürfte nach dem Gesagten einleuchten. Sich schon jetzt an die Vertretung und Besprechung von Schulfragen zu machen, ist unabwiesliche Pflicht der Arbeiterpresse, wie es von größter Bedeutung ist, daß das Volk und die Arbeiterpartei Einfluß auf die Schule gewinnt.

Es kann ihr nicht einerlei sein, welches die beste, vernünftigste Schulung der Jugend ist, und es steckt viel Wahres in dem konservativen Schlagwort: „Wer die Schule hat, hat die Zukunft.“ Wenn sie dies erkennt, dann wird aus der staatssozialistischen immer mehr eine demokratisch-sozialistische Schule werden.

Verschiedenes.

— Aus dem Bericht der französischen Fabrikinspektoren für 1890 bringt die „Frankf. Ztg.“ folgende Auszüge:

Die meisten der Personen, die damit betraut sind, die Handhabung der beiden Arbeiterchutzgesetze vom 9. Mai 1874 und vom 9. September 1874 zu sichern, haben das volle Verständnis für die Größe ihrer Aufgabe und thun ihr Möglichstes, derselben gerecht zu werden. Dies erhellt schon aus der den Bericht einleitenden Statistik ihrer Pflächterfüllung. Im Jahre 1876, in welchem die durch das Kinderchutzgesetz von 1874 angeordnete Inspektion ihrer Thätigkeit begann, wurden 10 041 Fabriken besichtigt, 1877 13 114, 1878 13 694, 1879 schon 29 888, und in steter Zunahme ist im Jahre 1890 die Zahl von 69 466 Besuchen erreicht worden, für die geringe Zahl von 21 Divisions- und 74 Departements-Inspektoren bei der enormen Ausdehnung der Bezirke und der Ausdehnung der Besichtigungen gewonnenen Materials, welches der 146 Folioseiten starke Bericht darlegt, ein sehr anerkennenswerthes Resultat. Freilich ist die Leistung der einzelnen Inspektoren und Inspektorinnen (im Pariser Bezirke sind neben 15 Inspektoren und 6 Stellvertretern eben so viele Damen für den gleichen Dienst angestellt) sehr verschieden, und nicht immer sind diejenigen die eifrigsten, die die größte Zahl von Besuchen fertig bringen. Es kommt auch auf die Ausdehnung der Bezirke und die Einrichtung der gewerblichen Anlagen an. Trägt man den Enqueten und besonderen Arbeiten Rechnung, um welche die Behörde bisweilen die Aufsichtsbeamten ersucht, so sollte, meint der Bericht, ein Inspektor auch in dem zerstreuten Bezirke doch mindestens 900 Fabriken besichtigen. Einige Inspektoren haben ihrer Aufgabe nur 100 Tage jährlich gewidmet. Mit welcher Hingebung müssen dafür andere gewirkt haben, da der Durchschnitt (nach Abzug der 12 Stellvertreter) eine jährliche Besuchszahl von nahezu 1400 ergibt!

In den 69 466 besuchten Betrieben arbeiteten 1045 Kinder von 10—12 Jahren, 164 817 von 12—16 Jahren und 123 798 minderjährige Mädchen. Die Zahl der beschäftigten Kinder von 10—12 Jahren nimmt beständig ab; doch hebt der Bericht hervor, daß unter obigen 1045 die in den Waisenhäusern beschäftigt vorgefundenen nicht inbegriffen sind. Die Zahl der Kinder von 12—13 Jahren ist in den Berichten nicht gesondert aufgeführt, aber wie dieselben feststellen, ebenfalls in steter Abnahme begriffen.

Mit Bedauern konstatirt der Bericht, daß in Departements wie das Gard, die Vogesen, Isère, Rhône und Somme, die eine so zahlreiche, höchst schutzbedürftige kindliche und weibliche Fabrikbevölkerung besitzen, kein Inspektor zur Durchführung der Schutzgesetze angestellt ist. Sollte es bloßer Zufall sein, daß gerade in diesen Departements der Boulangerismus seine ersten und überraschendsten Triumphe feierte? Offenbar nicht. Die schuldlos preisgegebene Bevölkerung warf sich in einer plötzlichen Explosion des Mißvergnügens dem ersten besten „Reiter“ in die Arme. Noch schlimmer liegen die Verhältnisse in dem industriereichen Lyon: das Rhône-Departement war eines der ersten in Frankreich gewesen, das einen Fabrikinspektor angestellt hatte; seit 1888 ist der Posten gestrichen! Dafür ist in erster Linie der Präfekt, der das Budget des Departements aufstellt, in zweiter aber die „republikanische“ Mehrheit der Generalräthe verantwortlich. Glücklicher Weise begehren andere Departementsvertretungen den hohen Werth der Fabrikaufsicht und die Achtung des Gesetzes, indem sie die Mittel für diesen Dienst erhöht haben. So obenan die der Seine, alias Pariser Gemeinderath, dann die der Marne, Untere Seine und des Pas-de-Calais. Im Ganzen haben jedoch von den 87 französischen Departements bis jetzt erst 22 einen Betrag für die Fabrikaufsicht ausgezahlt, darunter die Seine (Paris) 144 550 Fr. und die anderen 21 zusammen den wüthigen Gesamtbetrag von 52 900 Fr.! Die Ausgabe des Staates für den gleichen Zweck beträgt 176 000 Fr. Diese Beträge zusammengenommen ergeben noch nicht einen Centime auf den Kopf der Bevölkerung, weniger als darauf verwendet wird, das Wildpret während seiner Schonzeit zu schützen.

Der Bericht führt beredete Klage über die Haltung der Staatsanwaltschaft und der Gerichte bezüglich des Schutzes der Kinder und Frauen, u. A. über die falsche, freilich durch ein Rundschreiben des Handelsministers von 1881 gebilligte Auslegung des Gesetzes, wonach die Verpflichtung zur Führung eines Arbeitsbuchs, die das Gesetz in Bezug auf Fabrik-Kinder vorschreibt, für Vorkinder und minderjährige Mädchen beschränkt und dadurch die Sicherung des gesetzlichen Schutzes für dieselben erschwert, wonicht gehindert wurde. Eine andere Rechtsprechung des Pariser Appellhofes fand eine Auslegung des Gesetzes von 1874 und des Dekrets von 1875, die es ermöglichte, die Ver-

wendung von Kindern in Werkstätten zu gestatten, in welchen gefährliche Maschinentheile nicht geschützt sind, weil die betreffenden Fabriken keine mechanischen Motoren haben. Ein Fabrikant, bei dem eine Hochmaschine betrieben wurde, die einem Kinde zwei Finger abschchnitt, wurde vom Inspektor angezeigt, in allen Instanzen aber freigesprochen, während die Beurteilung, wie der Pariser Divisionsinspektor sehr richtig ausführt, allerdings nicht auf Grund des Gesetzes von 1873, wohl aber wegen Verletzung des Ausführungsdekrets von 1875 hätte erfolgen müssen. Von 276 erstatteten Anzeigen führten 214 zu Beurteilungen, 13 waren am Schluß des Jahres noch anhängig. Die Geldstrafen beliefen sich auf 6218 Fr. Die Bestrafung der Uebertretungen meint der Bericht, würde wirksamer sein, wenn die Inspektoren bei den Staatsanwaltschaften stets eine eifrige Unterstützung und nicht vielmehr eine bedauerliche Schlawbheit, ja manchmal eine systematische Feindseligkeit fänden. Der Bericht wiederholt diese Klage aus früheren Jahren, weil der Ausschuß, welcher ihn erstattet, die Ueberzeugung kundgibt, daß die Inspektoren ohne die unbedingte Mitwirkung der Staatsanwälte niemals dahin gelangen werden, den Gesetzen über die Regelung der Arbeit volle Achtung zu sichern.

Berunglückungen von Kindern wurden nur 187 festgestellt. Der Ausschuß meint aber, diese Ziffer bleibe jedenfalls weit hinter der Wirklichkeit zurück. Dies wird hoffentlich nach Erlass des neuen Gesetzes nicht mehr der Fall sein, daß die Unternehmer zur Anzeige der Unfälle verpflichtet.

Endlich führt der Bericht auch darüber Klage, daß so viele Fabriken die Erlaubnis erhalten, die Grenze des Zwölfstundentages zu überschreiten. Die Dekrete von 1881 und 1886, welche diese „Ausnahmen“ gestatten, haben dem von 1848 einen großen Theil seiner Wirksamkeit entzogen. Der Ausschuß bemerkt daher, das neue Gesetz über die Arbeitszeit müsse, um ernstlich zu sein, den Inspektoren die Mittel der Kontrolle bieten und die allzu zahlreichen Ausnahmen beseitigen, welche das Ansehen des Gesetzes schwächen.

— Englische Lohnstatistik. Das Handelsamt in London hat bekanntlich über die Löhne in England eine Enquête eingeleitet. Die ersten zwei Bände befaßten sich mit den Lohnverhältnissen in der englischen Textilindustrie, und haben wir die Ergebnisse dieser Statistik seiner Zeit unter „Verschiedenes“ besprochen. Vor kurzem ist nun der dritte Band veröffentlicht worden. Derselbe befaßt sich mit den Lohnverhältnissen der Arbeiter in den englischen Bergwerken und Steinbrüchen. Was die Sammlung der Daten anlangt, so wurden an die Unternehmer ungefähr 2000 Formulare versendet, und kamen von diesen 323, das sind ca. 17 Prozent, ausgefüllt zurück. Wenn auch die „Times“ die statistischen Ergebnisse auf dieser Grundlage für allgemein verlässlich hält und glaubt, an der Hand derselben zu einer allgemein gültigen Beurteilung der englischen Bergarbeiterverhältnisse gelangen zu können, so würden wir uns weit eher der Ansicht des „Economist“ anschließen, welcher diese neueste Lohnstatistik in Folge der geringen Beteiligung als unvollständig und, da sie sich mit den Löhnen des Jahres 1886 befaßt, von der Zeit wohl auch überholt betrachtet. Deshalb erscheint das Resultat wohl nicht sonderlich verlässlich, zumal auch der Bericht selbst der Ansicht ist, daß die Daten im Allgemeinen genügend verlässlich wären, weil die unterlaufenen Irrthümer sich gegenseitig aufheben dürften, eine Ansicht, die wir namentlich in Bezug auf Statistik durchaus nicht theilen.

Nachstehend geben wir die wichtigsten Daten des Berichtes. Die Zahl der beschäftigten Arbeiter belief sich im Oktober 1886 auf 78 646. Aus den eingelaufenen 323 Antworten ergibt sich ein jährlicher Durchschnittslohn von 52 Pfund, d. i. 1 Gulden pro Woche. Auf die einzelnen Arbeiterklassen entfallen nachstehende Durchschnittslöhne:

	Per Jahr			
	Männer	Knaben	Frauen	Mädchen
	Pfund Sterling			
Kohlen- und Eisenerzwerke	59/13	27/17	21/3	14/11
Anderer Erzbergwerke	42/17	18/2	15/5	12/6
Schiefer- und Paraffinölwerke	65/1	27/5	—	—
Schieferbrüche	57/8	20/17	—	—
Granitbrüche	57	21/9	—	—
Steinbrüche	61/19	25/13	—	—
Porzellanerde- u. Thongruben	48/10	22/16	17/11	—
	Per Woche			
	Shillings			
Kohlen- u. Eisenerzwerke	22/11	10/9	8/2	5/7
Anderer Erzbergwerke	16/6	7	5/10	4/9
Schiefer- und Paraffinölwerke	25	10/6	—	—
Schieferbrüche	22/1	8	—	—
Granitbrüche	21/11	8/3	—	—
Steinbrüche	23/10	9/10	—	—
Porzellanerde- u. Thongruben	18/8	8/9	6/9	—

Die Lohnsteigerung, welche in den englischen Bergwerken seit 1886 platzgegriffen, wird auf 40 Prozent und stellenweise noch höher veranschlagt; die Gesamtsumme der im Jahre 1890 gezahlten Löhne dividirt durch die Zahl der beschäftigten Arbeiter ergibt gegen obengenannte Lohnziffern eine durchschnittliche Steigerung von 28 Prozent.

Sonntag, den 15. November 1891, Abends 6 1/2 Uhr, im Lokale des Herrn Pyrtch, Gypsstraße 3:

Große öffentliche Versammlung für Männer und Frauen des 5. Berl. Reichstags-Wahlkreises.

Tages-Ordnung: 1. Unser Vereins- und Versammlungsrecht. Referent: Dr. Lüttgenau. 2. Diskussion. Nach der Versammlung: Gemüthliches Beisammensein und Tanz.

Dienstag, den 17. November 1891, Abends 8 Uhr, in der „Brauerei Königstadt“, Schönhauser Allee:

Öffentl. sozialdemokrat. Versammlung.

Tages-Ordnung: 1. Bericht der Revisoren den Vertrauensmann betreffend. 2. Wahl zur Preis-Kommission. 3. Verkündigung des Wahlergebnisses im 28. Wahlbezirk. Um zahlreichen Besuch bittet Der Einberufer.

Noch billige Käsepreise.

Holl. Holländer Käse à Centner 28.—
 Holl. Hamburger Käse à Centner 25.—
 Holl. Schweizer Käse à Centner 32.—

ad hier gegen Nachnahme empfiehlt
Julius Werner, Krausenstr. 1. 4.
 10 Pfund-Preispesckell. 3.80 und 3.50
 und 4.20.

Allen Freunden und Genossen zur Nachricht, daß ich
Kottbuser Damm 2-3
 ein
Weiß- und Bairischbier-Local
 eröffnet habe.
 Zimmer mit Piano steht zur Verfügung.
Richard Niemetschek.

Berein zur Wahrung der Interessen der Schuhmacher.

General-Versammlung

am Montag, den 16. November 1891, Abends 8 1/2 Uhr, im Lokale des Herrn Feuerstein, Alte Jakobstraße 75.

Tages-Ordnung: 1. Vortrag des Genossen Albert Auerbach über: „Nud- und Augenblicke.“ 2. Diskussion. 3. Verschiedenes. 4. Abrechnung. Mitgliedsbuch legitimirt. — Neue Mitglieder werden aufgenommen. Der Vorstand.

Jede Uhr

zu repariren und reinigen kostet bei mir unter Garantie des Outgebens nur 1 Mk. 50 Pfg., außer Bruch, kleine Reparaturen billiger. Neue Feder einsetzen 1 Mk. Empfehle silb. Zylinderuhren von 6, 7 u. 8 Mk., silb. Remontoir-Uhren von 13, 14 u. 15 Mk., gold. Damen-Uhren von 18 Mk. an, Regulatoren von 10 Mk. an. Pag. v. Nickel, Palmé u. Gold-Double-Setten.

R. Kionka, Oranienstrasse 35,
 bei der Adalbertstraße.

„Lichtstrahlen“

Unterhaltungsblatt und literarischer Wegweiser für das Volk.
 Soeben erschien Heft 3, Preis 25 Pf.
 Zu beziehen durch die **Verlags-Buchhandlung O. Harnisch, Berlin SW., Neuenburgerstraße 30.**

Pelzstücke, Pelzabfälle, sowie andere Felle
 kauft **Friedwald, Reibestraße 3, D. 1 Tr.**

Berein d. Sattler u. Fachgenossen.

Versammlung

am Sonnabend, den 14. November 1891, Abends 8 1/2 Uhr, im „Dresdener Garten“, oberer Saal, Dresdenerstraße 45.

Tages-Ordnung: 1. Vorlesung. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes. Zu regem Besuch ladet ein Der Vorstand.
 Allen Parteigenossen empfehle mein neu eingerichtetes
Weiß- und Bairischbier-Local.
Ferd. Hoffmann
 Waldemarstr. 61.

Das Wettkriechen.

Auf dem Throne sitzt der Russe
Mit der Flasche und der Krute,
Ihm zu Füßen kniet ein Pärchen,
Das von edlem heissem Blute,
Knielt La Franco, die milde Schöne,
Rachedürstend, hilfesehend,
Knielt der Kanzler auch der alte,
Vor Entzücken ganz vergehend.

Zwar die Weiden, die hier knien,
Spannen keinen guten Faden,
Suchten sich in jeder Weise
Anzufinden und zu schaden,
Aber jezo sieht man einig
Hier die Schöne mit dem Reden,
Einig in dem besten Wunsche,
Rußlands Stiefel abzulecken.

Und sie leden voll Entzücken,
Aber während sie noch knien,
Sucht die Partnerin der Kanzler
An den Haaren fortzuziehen,
Denn es ist sein gutes Vorrecht
Als ein Mann von deutschem Adel,
Vor der Krute sich zu beugen
Ohne Furcht und ohne Tadel.

Mit Behagen sieht der Russe
Dieses Pärchen hier im Streite,
Tritt bald eins und bald das Andre,
Aber Tritte kriegen Beide.

(Süddeutscher Postillon.)

Was sollen wir also thun!

Von Graf Leo Tolstoi. Deutsch von August Scholz.
XVIII.

Ich mußte mich jedesmal wundern über die oft wiederholten Worte: Ja, das ist sehr schön in der Theorie, wie stehen aber die Dinge in der Praxis? Als ob die Theorie lediglich aus schönen Worten bestünde, deren man bei der Unterhaltung bedarf, als ob sie nicht vielmehr als notwendige Grundlage in der Praxis, d. h. aller menschlichen Thätigkeit zu dienen hätte. Es würde auf der Welt eine ganze Menge albernere Theorien geben, wenn eine so sonderbare Unterscheidung zwischen Theorie und Praxis allgemein in Aufnahme kommen sollte. Die Theorie ist doch wohl nichts weiter als das, was der Mensch über eine Sache denkt, und die Praxis ist das, was er in dieser Sache thut. Wie kann nur ein Mensch denken, daß etwas so und so gethan werden müsse und dabei selbst das Gegentheil davon thun? Wenn die Theorie des Brotabadens die ist, daß man den Teig zuerst einrührt und dann in den Ofen schiebt, so wird niemand, der diese Theorie kennt, das Gegentheil thun, es müßte denn ein Wahnsinniger sein. Bei uns indessen ist es einmal zur Mode geworden, zu sagen, das „sei Theorie, wie aber stehe es mit der Praxis?“

In der Frage, um welche es sich für mich hier handelt, habe ich denn auch dasjenige bestätigt gefunden, was ich stets gedacht habe, daß nämlich die Praxis unerbittlich sich aus der Theorie ergibt, daß sich diese nicht nur zu rechtfertigen hat, sondern daß sie genau dieselbe ist wie die Theorie, so zwar, daß, wenn ich den Gegenstand, über den ich nachdachte, richtig begriffen habe, ich denselben: nicht anders betreiben kann, als ich ihn begriffen habe.

Ich wollte den Unglücklichen nur deshalb helfen, weil ich Geld besaß, und ich theilte in diesem Punkte die allgemeine Meinung, daß das Geld die Arbeit oder wenigstens etwas Rechtliches und sittlich Gutes vorstelle. Als ich jedoch dieses Geld zu vertheilen begann, erkannte ich, daß ich lediglich die von mir angesammelten Wechselfel auf die Armen vertheilte. Ich erkannte, daß jegliche Verwendung des Geldes, sei es der Ankauf einer Sache oder ein Verschütten des Geldes, lediglich die Ausgabe eines Wechselfel auf die Ausbeutung der Armen zu meinen Gunsten oder zu den Gunsten eines Anderen ist.

Und so erkannte ich die Thorheit dessen, was ich zu thun im Begriff war: ich wollte den Armen helfen, indem ich die Armen ausbeutete. Ich erkannte, daß das Geld an sich nichts Gutes, sondern vielmehr ein handgreifliches Uebel ist, das den Menschen des besten Lebensgutes — der eigenen Arbeit und des Genußes dieser Arbeit — beraubt, und daß ich eben dieses Lebensgut mit keinem anderen Menschen theilen kann, da ich es selbst nicht habe; ich habe keine Arbeit, habe nicht das Glück, meine eigene Arbeit zu genießen.

Man wird mir einwerfen, was denn eigentlich an dieser abstrakten Betrachtung über das Wesen des Geldes so Besonderes sei. Aber diese Betrachtung habe ich eben nicht als bloße theoretische Betrachtung angestellt, sondern deshalb, um die große Frage meines Daseins und meines Leidens zu entscheiden, und ich habe in dieser Betrachtung die Antwort auf die Frage gefunden, was ich zu thun habe.

Sobald ich begriffen hatte, was der Reichtum und was das Geld sei, ward mir nicht nur absolut klar und deutlich, was ich zu thun habe, sondern es ward mir auch klar und deutlich, was alle Anderen zu thun haben,

weil sie es nämlich unvermeidlich thun werden. Ich begriff im wesentlichen nur das, was ich längst wußte, die Theorie, die den Menschen seit den ältesten Zeiten, von Buddha wie von Jesajas, von Laotse wie von Sokrates überliefert worden ist, und die ganz besonders klar und deutlich uns von Jesus Christus und seinem Vorgänger, Johannes dem Täufer, überliefert wurde. Auf die Frage seiner Zuhörer, was sie thun sollten, antwortete Johannes der Täufer einfach, kurz und klar: Wer zwei Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat; und wer Speise hat, thue auch also; (Luk. 3, 10. 11.) Und dasselbe hat, nur noch unzweideutiger und klarer, auch Christus zu verschiedenen Malen ausgesprochen. Er sagte: Selig sind die Armen, wehe den Reichen. Er sagte, daß man nicht zugleich Gott und dem Mammon dienen könne. Er verbot seinen Jüngern nicht nur, Geld zu nehmen, sondern auch, zwei Kleider zu besitzen. Er sagte zu dem reichen Jüngling, daß er deshalb in das Reich Gottes nicht eingehen könne, weil er reich sei, und daß eher ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen würde, als daß ein Reicher in den Himmel einginge. Er sagte, daß derjenige, der nicht alles — Haus, Kinder und Acker — verlasse, um ihm nachzufolgen, sein Schüler nicht sein könne. Er erzählte seinen Zuhörern das Gleichniß vom reichen Manne, der nichts Böses that, als daß er sich, wie auch unsere Reichen, in kostbare Gewänder kleidete und von schmackhaften Speisen und Getränken nährte und dadurch allein seine Seele ins Verderben stürzte, und vom armen Lazarus, der nichts Gutes that und nur deshalb in das Himmelreich einging, weil er ein Bettler war.

Diese Theorie war mir ziemlich geläufig gewesen, aber die falschen Lehren der Welt hatten sie in meinem Bewußtsein so verdunkelt, daß sie für mich eben zur Theorie wurde, in dem Sinne, den man dem Worte gewöhnlich beizulegen pflegt, das heißt eben: zu leeren Worten. Sobald es mir jedoch gelungen war, in meinem Bewußtsein die Sophismen der weltlichen Lehren zu vernichten, flossen Theorie und Praxis für mich völlig ineinander, und die Wirklichkeit meines Lebens wie des Lebens aller Menschen erschien mir hinfort in einem neuen, klaren Lichte.

Ich begriff, daß der Mensch nicht allein deshalb lebt, um sein eigenes, persönliches Wohl anzustreben, sondern unbedingt auch deshalb, um dem Wohle anderer Menschen zu dienen; daß, wenn man einen Vergleich aus dem Leben der Thierwelt nehmen will, wie das die Fürsprecher der Gewalt und des Kampfes ums Dasein mit Vorliebe thun, dieser Vergleich von den in Gesellschaft lebenden Thieren, wie die Bienen, genommen werden muß, und daß folglich der Mensch, um von der in sein Herz gelegten Nächstenliebe zu schweigen, sowohl durch seine Vernunft als auch durch seine natürliche Veranlagung dazu berufen ist, anderen Menschen sowie dem allgemeinen menschlichen Ziele zu dienen. Ich begriff, daß diesem Gesetze dadurch zuwider gehandelt worden ist und noch zuwider gehandelt wird, daß die Menschen sich, wie die Raubbienen, mit Gewalt von der Arbeit befreien und die Arbeit Anderer ausbeuten, indem sie diese Arbeit von den gesellschaftlichen Zwecken ablenken und zur Befriedigung ihrer persönlichen Gelüste verwenden, wodurch sie zuletzt, wie die Raubbienen, sich selbst zu Grunde richten. Ich begriff, daß die erste und ursprünglichste Form dieser Abweichung von dem natürlichen Gesetze in der groben Vergewaltigung des Schwächeren und der Frauen, in den Kriegen und der Kriegsgefangenschaft besteht, daß eine weitere Form dieser Abweichung in der persönlichen Sklaverei und eine dritte in der heute blühenden Geldherrschaft besteht. Ich begriff, daß das Geld eine verstedte, unpersonliche Sklaverei der Armen ist. Und nachdem ich so die Bedeutung des Geldes als eine Form der Sklaverei erkannt hatte, konnte ich nicht umhin, dasselbe zu verabscheuen und alles, was in meiner Macht lag, zu thun, um mich von demselben zu befreien.

Als ich Sklavenerbefreier war und das Unwürdige und Unfittliche dieses Verhältnisses erkannt hatte, strebte ich darnach, mich von demselben zu befreien. Meine Befreiung bestand darin, daß ich mich bemühte, meine Herrenrechte so wenig als möglich geltend zu machen und selbst so zu leben, wie auch die Anderen so leben zu lassen, als ob diese Rechte überhaupt nicht vorhanden wären. Ich kann nicht anders, als dasselbe auch hinsichtlich der gegenwärtig bestehenden Form der Knechtschaft thun: ich muß mein Recht auf die Arbeit Anderer so wenig als möglich geltend machen, d. h. ich muß so wenig als möglich Leute in Dienst nehmen und so wenig als möglich kaufen.

Die Wurzel alles Sklaventhums ist die Ausnutzung fremder Arbeitskraft, die mit der Ausübung eines Zwanges auf die Anderen verbunden ist, mag sich nun diese Ausnutzung auf mein persönliches Besitzrecht an dem Sklaven oder auf den Besitz des Geldes gründen, das dem Andern unentbehrlich ist. Wenn ich nun die Ausnutzung fremder Arbeit verabscheue und für ein Uebel halte, dann werde ich einfach mein Recht nicht ausüben und mein Geld nicht verwenden, ich werde niemanden zwingen, für mich zu arbeiten, und werde mich bemühen, jeden von der Arbeit, die er für mich verrichtet hat, zu befreien, was ich

einzig und allein dadurch erreichen kann, daß ich mich ohne jene Arbeit behelfe, oder sie selbst verrichte.

Und diese so einfache und unumstößliche Forderung wird mein Leben bis in die geringsten Einzelheiten durchdringen, wird es von Grund aus umgestalten und mich mit einem Schläge von jener moralischen Pein befreien, welche ich beim Anblick der Leiden und der Verderbnis der Menschen empfand. Und mit einem Schläge werden jene drei Grundübel beseitigt werden, die es unmöglich machen, den Armen zu helfen, und die ich entdeckte, als ich den Ursachen meiner Mißerfolge auf dem Felde der Wohlthätigkeit nachspürte.

Das erste dieser Grundübel ist die Anhäufung der Menschen in den Städten und das Verschlingen der Reichthümer des Dorfes durch die Städte. Man braucht nur zu begreifen, daß jeder Kauf und jedes Miethen eine Anweisung auf die Ausbeutung der Armen ist, sich jedes Kaufes und jedes Miethens zu enthalten und seine Bedürfnisse selbst zu befriedigen, und kein einziger Mensch wird das Dorf, in dem er jedem Bedürfnis ohne Geld zu genügen vermag, verlassen und nach der Stadt ziehen, wo er alles kaufen und miethen muß; im Dorfe aber wird er wohl im Stande sein, den Bedürftigen zu helfen, wie ich selbst und jeder Andere dies erfahren hat.

Das zweite Grundübel ist die Absonderung der Reichen von den Armen. Man braucht nur nicht zu kaufen und zu miethen und ohne Scheu vor irgend einer Arbeit seine Bedürfnisse selbst zu befriedigen, und die Scheidewand zwischen Reich und Arm wird sogleich verschwinden, der ehemalige Reiche aber der, den Luxus und die Dienstleistungen Anderer verschmäht, wird in der Masse des arbeitenden Volkes aufgehen, er wird Schulter an Schulter mit dem arbeitenden Volke stehen und im Stande sein, demselben zu helfen.

Das dritte Grundübel ist das Geld, dessen eigentliches Wesen mir zuerst durch jenes Schamgefühl klar wurde, welches ich empfand, als ich den Armen mit eben demselben helfen wollte, dessen Besitz, wie mich jenes Schamgefühl belehrte, ein unfittlicher war. Man braucht nur die Bedeutung, welche das Geld als Repräsentant der unpersonlichen Sklaverei in unserer Gesellschaft erhalten hat, klar zu erkennen, um nicht wieder in den Irrthum zu verfallen, als ob das Geld, das an sich selbst ein Uebel ist, ein Werkzeug des Guten sein könnte, und um nicht nur kein Geld mehr zu erwerben, sondern sich überhaupt von demselben zu befreien, damit man im Stande sei, den Menschen Gutes zu thun, d. h. ihnen seine eigene Arbeit, nicht fremde Arbeit anzubieten.

Die Durchführung des Schweizerischen Fabrikgesetzes.

(Schluß.)

D. Z. Zur gegenwärtig noch nicht abgeschlossenen Enquete des Bundesrathes, betreffend die Ausdehnung des Fabrikgesetzes auf weitere Gewerbebetriebe, bemerkt der aargauische Regierungsrath, daß seiner Ansicht nach eine solche Ausdehnung des Fabrikbegriffes (weniger als 25 Arbeiter) in der That wünschenswerth und daß der bisherige Unterschied der Arbeiterzahl bei Motorenbetrieb und ohne solchen ein zu großer sei.

Ein Etablissement z. B. in der Strohwaaren- oder Tabakindustrie mit 8, 10 oder 12 Arbeitern kann nicht mehr als Kleingewerbe taxirt werden. „Solche Geschäfte sind es auch, welche im Bewußtsein, keinen gesetzlichen Schranken unterworfen zu sein, die Arbeitskräfte gerne übermäßig ausnützen und eine ungeheure Konkurrenz schaffen, gegen die sich die dem Gesetz unterstellten Etablissements nicht wehren können.“ — Es thut Einem ordentlich wohl, auch von einer Regierung einmal vernünftige, die Ansichten des Volkes nicht auf den Kopf stellende Worte zu vernehmen.

Bezüglich den Anforderungen an die sanitäre Beschaffenheit der Arbeitsräume und an die Schutzvorrichtungen an Maschinen u. konstatiren die meisten Berichte, daß wiederholt Anordnungen erlassen werden mußten. Vielsach bieten dazu freilich vorgekommene Unfälle die Veranlassung analog dem ersten Sprichwort, nach welchem die Grube erst zugedeckt wird, nachdem das Kind hineingefallen.

Während der Züricher Regierungsrath mit Befriedigung bemerkt, daß es nur noch in vereinzelt Fällen vorkommt, daß die Erstellung neuer oder verbesserter Schutzvorrichtungen verlangt werden muß und daß der größte Theil der Fabrikbesitzer eingesehen hat, daß zweckmäßige Einrichtungen zum Schutze von Gesundheit und Leben der Arbeiter auch in ihrem Interesse liegen — ist nach dem Solothurner Regierungsrath der Zustand der Arbeitsräume in den Fabriken immer noch ein sehr verschiedener. Währenddem die meisten der größten Etablissements in dieser Beziehung nichts oder doch nur sehr wenig zu wünschen übrig lassen, einzelne derselben geradezu mangelhafte Einrichtungen aufweisen, bestehen doch vielfach Zustände, die durchaus auf kein Lob Anspruch machen können. „Eine durchgreifende Besserung wird immer noch längere Zeit dauern und zwar namentlich

aus dem Grunde, weil wir noch mit alten, von Anfang an irrational konstruirten Fabrikbauten zu rechnen haben, die nun einmal da sind und nicht einfach wegdekretirt werden können."

Der Regierungsrath des Kantons Baselland hat sich veranlaßt gesehen, alle die gesetzlichen Vorschriften und Forderungen für die technische Konstruktion von Fabrikanlagen zusammenzustellen und sie den Baumeistern zu übermitteln; es sind darin nicht weniger als 14 Hauptpunkte verzeichnet.

Hinsichtlich der Unfälle wird fast durchwegs von einer Vermehrung derselben berichtet. Im Kanton Zürich betrug die Zahl derselben 1889 2540 und 1890 2908; in Bern 482 und 505; in Luzern 418 und 559; in Solothurn 383 und 423; in Zug 112 und 123; in Baselland 122 und 198; in Schaffhausen 192 und 323; in Aargau 414 u. 569; in St. Gallen 667 u. 1187 u. s. w.; einzig im Kanton Unterwalden, wo 13 Fabriken mit 357 Arbeitern unter dem Fabrikgesetz stehen, kamen in der ganzen zweijährigen Periode keine Unfälle vor oder vielleicht hiesse es richtiger, sind solche dem Regierungsrath nicht zur Kenntniß gelangt. Die Ursache des von Jahr zu Jahrgang bedeutenden Anwachsens der Unfallziffern ist wohl zunächst auf die Strenge zurückzuführen, mit der die Behörden immer mehr die Unfallsanzeigen seitens der Geschäftsinhaber urgiren. Außerdem dürfte jedoch auch eine absolute Zunahme der Unfälle anzunehmen sein. Für diese Wahrscheinlichkeit spricht denn doch wohl auch die interessante Unfallstatistik im St. Galler Bericht. Nach demselben kamen zur Anzeige:

Pro	1879	5 Unfälle.
"	1880	5
"	1881	4
"	1882	20
"	1883	57
"	1884	96
"	1885	75
"	1886	124
"	1887	341
"	1888	667
"	1889	1187

Während namentlich in Deutschland aus allen Kreisen der Kapitalistenklasse fortwährend die schimpflichsten Vorwürfe gegen die Arbeiter geschleudert werden, daß sie aus gemeiner Berechnung und „Begehrlichkeit“, sowie „Arbeitsgier“ sich absichtlich Unfälle¹⁾ zuziehen und daher das Anwachsen der Unfallziffer rühre, enthält weder der Rapport des Bundesrathes noch der Gesamtbericht der 25 Kantonsregierungen auch nur ein Wort oder eine bloße leise Andeutung nach dieser Richtung.

Obwohl nach den Berichten die von Unfall betroffenen Arbeiter meistens ohne Widerstand des Geschäftsinhabers — freilich manchmal eben zu wenig — ihre gesetzliche Entschädigung enthielten, ist es doch auch in zahlreichen Fällen zu (Haftpflicht-) Prozessen gekommen, weil dem Verursachenden gar zu wenig oder gar nichts gegeben werden wollte.

Ein charakteristisches Schlaglicht auf die Ehrlichkeit der Fabrikanten und ihre väterliche Fürsorge für das Wohl des Arbeiters wirft ein im Züricher Berichte mitgetheiltes Fall. Darnach hat ein Parquetteriefabrikant seinen Arbeitern nach und nach 209,76 Frs. vom Lohne abgezogen als Beitragsleistung zu den Prämien der Unfallversicherung, der er aber in Wirklichkeit gar nicht angehörte; ferner steckte er 17,60 Frs., welche er seinen Arbeitern vom Lohne als „Bußen“ abgezogen, in seine Tasche. Wegen dieser Betrügereien wurde der brave Fabrikant vom Gericht zu 100 Frs. Geldbuße und den Prozesskosten im Betrage von 95,55 Frs. verurtheilt.

Auch die aargauische Regierung berichtet von einem Fabrikbesitzer, der sich anmaßte, Bußgelder für unerlaubtes Wegbleiben von der Arbeit oder zu spätes Erscheinen bei derselben in seinem Nutzen zu verwenden, statt im Interesse der Arbeiter, behauptend, daß er dadurch geschädigt werde und daher ihm das Bußgeld gehöre. Die Aufsichtsbehörden theilten diese Auffassung nicht und auf erfolgte Anzeige wurde der Fabrikherr gerichtlich bestraft. Dieselbe Regierung betont, mit Recht unwillig über solche nicht ehrlichen Prozeduren, daß zur behördlichen Genehmigung eingereichte neue Fabrikordnungen nicht selten die kleinsten Details normiren, über die Hauptsachen aber stillschweigend hinweggehen, z. B. die Verlegung der Arbeitszeit auf die einzelnen Tagesstunden, Kündigung, Verwendung der Ordnungsbüßen u. s. Ferner wird mitgetheilt: „In einigen Fällen wollten die Arbeiter zur Anzeige gegen Andere verpflichtet werden, welche sich gegen die Fabrikordnung oder in strafbarer Weise gegen den Fabrikherrn verfehlen sollten. In Uebereinstimmung mit den Anträgen des Fabrikinspektors wurden solche Polizeispiegelvorschriften aus den Verordnungen ausgewiesen. — Bekanntlich wimmeln in Deutschland die von den Fabrikanten „selbstherrlich“ aufgestellten Fabrikordnungen von solchen, die Arbeiterschaft moralisch vergiftenden und korrumpirenden „Polizeispiegelvorschriften“, ohne daß jemals eine deutsche Behörde daran Anstoß genommen und deshalb die Genehmigung der famosen Fabrikordnung abgelehnt hätte!

¹⁾ Auf dem vom 21. bis 26. September cr. in Bern getragten internationalen Unfallkongress erklärte der Präsident des deutschen Reichsversicherungsamtes, Dr. Bödder, daß im Jahre 1887 3156 entschädigungspflichtige Unfälle, d. i. 19,76 pCt. aller beobachteten Unfälle durch die Schuld der Untere:nehm er herbeigeführt wurden. Gegenüber den den Arbeitern gemachten schmerzlichen Vorwürfen erklärte er andererseits: „Daß die Arbeiter zur Aufstellung freivolter Forderungen neigten, kann keineswegs behauptet werden; auch spielt die Simulation eine ganz untergeordnete Rolle.“

Nach dem St. Galler Berichte liefen gegen fünf Fabrikanten Beschwerden ein wegen unregelmäßiger Lohnzahlung, deren Ursache im Mangel an Geld bei den Fabrikanten lag.

In Solothurn kam es mehrfach vor, daß den Arbeitern für Beleuchtung und Reinigung der Lokale Lohnabzüge gemacht wurden. Die betreffenden Fabrikanten wurden hierfür gerichtlich bestraft.

Verlängerung des 11stündigen Normalarbeitstages kam, wie der Bericht der Regierung von Appenzell a. Rh. bemerkt, in „reichlichem Maße“ vor. Dieser Kanton steht denn auch mit den Ueberzeitbewilligungen in erster Linie. Er zählt 264 Etablissements mit 4543 Arbeitern; an 27 Etablissements wurden in den beiden Berichtsjahren seitens der Regierung 93 Bewilligungen zur Ueberzeitarbeit 2 bis 8 Wochen erteilt. Die unteren Behörden erteilten Ueberzeitbewilligungen bis zur Dauer von 2 Wochen in 118 Fällen. Im Kanton St. Gallen dagegen, der 853 Etablissements mit 20 770 Arbeitern zählt, wurden von der Regierung nur 98, und von den unteren Behörden 71 Ueberzeitbewilligungen erteilt, also insgesammt um 42 weniger als in Appenzell, das nur den vierten Theil der Etablissements und Arbeiter zählt.

Trotz des behördlichen Entgegenkommens in punkto Arbeitszeitverlängerung wird dennoch, wie der Luzerner Bericht bemerkt, in einzelnen Geschäften die gesetzliche Arbeitszeit überschritten und die aargauer Regierung berichtet von einer Baumwollspinnerei, die mit der Inbetriebsetzung der Fabrik vorzeitig begann, „da es mehrere Minuten brauchte, bis alle Maschinen im Gange waren,“ aber Abends die Maschinen bis zur reglementarischen Arbeitszeit laufen ließ. So mußten die Arbeiter länger als 11 Stunden arbeiten, welche Mehrarbeit der Fabrikant als „Hilfsarbeit“ qualifizierte, was jedoch die Gerichte nicht gelten ließen, sondern den Feind des 11stündigen Normalarbeitstages und des Fabrikgesetzes bestrafte. Bei dieser Gelegenheit plädiert die gleiche Regierung dafür, die sogenannte Hilfsarbeit, „die mancherlei Auslegung fähig,“ füglich fallen zu lassen und diese Hilfsarbeiten in die normale Arbeitszeit zu verlegen. „Es dürfte dieses um so eher geschehen, als die heutige Tendenz auf Reduktion der 11stündigen Arbeitszeit gerichtet ist.“

Während auch die Solothurner Regierung ihrer Sympathie für kürzere Arbeitszeit rückhaltlos Ausdruck giebt und mit Vergnügen konstatiert, daß in mehreren großen Etablissements die 10stündige Arbeitszeit eingeführt wurde und daß mit dieser Neuerung gute Erfahrungen gemacht wurden, äußert sich der Regierungsrath von Unterwalden über die in diesem Kanton ebenfalls seitens mehrerer Etablissements eingeführten 10stündigen Arbeitszeit, daß dieselbe für Fabriken, in denen keine der Gesundheit schädlichen Stoffe verarbeitet werden, offenbar nicht im Interesse des Angestellten (Arbeiters) liege. Die „offenbar“ etwas hinter dem allgemeinen Kulturfortschritt zurückgebliebene patriarchalische Regierung fürchtet, daß die freie Zeit des Arbeiter aus Wirthshaus und damit an ein unsoliden Leben zu gewöhnen geeignet sei. Praktische Bedeutung hat die Abneigung der Unterwalder Regierung gegen den Zehn- und Neun- und Achtstundentag nicht. Abgesehen davon, daß weder Fabrikant noch Arbeiter im Kanton sich daran lehnen, zählt Unterwalden auch nur 13 Etablissements mit 357 Arbeitern. Von Interesse bei dieser seltsamen Stellungnahme der Unterwalder Regierung ist einzig der Umstand, daß sie eine — ultramontane Regierung ist!

Um den Fabrikanten die Freude an der Ueberzeitbewilligung etwas zu beeinträchtigen, hat die St. Galler Regierung beschlossen, für jede von ihr erteilte Bewilligung 5 Frs. und für eine solche von der Unterbehörde 3 Frs. Kanzleitage zu erheben. Begründet wird die Maßregel damit, daß die behördliche Untersuchung der in den Fabriken vorkommenden Unfälle dem Staate große Kosten verursache; in der Berichtsperiode z. B. über 7000 Frs. Auch im Kanton Uri wird für die Bewilligung zur Nacharbeit eine Gebühr von 40—100 Fr. erhoben. Bemerkenswerth ist noch, daß im Kanton Appenzell a. Rh. in den Jahren 1889/90 keine Bewilligung zur Ueberzeitarbeit seitens der Fabrikanten verlangt wurde, was im flauen Geschäftsgang seine Ursache hatte.

In Bezug auf Nacht- und Sonntagsarbeit resp. die Beobachtung der bezüglichen Gesetzesbestimmungen, scheint es im Allgemeinen nicht übel bestellt zu sein. Auch die Zahl der um Bewilligung derselben an die Behörden gelangten Gesuche ist keine große. Vereinzelt Gesetzesverletzungen und Ausschreitungen scheinen aber immer noch vorzukommen.

Dagegen steht es wohl noch unbefriedigender mit der Innehaltung der Gesetzesvorschriften betreffend die Frauen- und Kinderarbeit. Nach dem Berichte des Solothurner Regierungsrathes sind in einer Fabrik in diesem Kanton während einiger Zeit weibliche Personen sowohl über die gesetzliche Arbeitszeit hinaus als auch während der Nacht beschäftigt worden. Einzelne Arbeiterinnen wurden 15 bis 17 Stunden während eines Tages zur Arbeit angehalten. Der ausbeutende und gesetzesverachtende Fabrikant wurde dem Strafgerichte überwiesen. Ähnliche Vorkommnisse werden aus Appenzell A. v. Rh. gemeldet.

Die gesetzwidrige Beschäftigung von Kindern unter 14 Jahren zu Fabrikarbeit wird vielfach gemeldet. „Kinder unter 14 Jahren werden allzu häufig noch in Fabriken

geduldet und vorübergehend, aber, wie die ständige Ausrede lautet, nur an jenen Tagen und ganz zufällig, als gerade der Fabrikinspektor oder der Inspizierende in die Fabrik trat, zur Arbeit verwendet“ lesen wir im St. Galler Bericht, der dann die weitere Bemerkung der Regierung enthält, daß sie gegen solche Uebertretungen sehr strenge vorgeht.

Haben wir die Verletzung der verschiedenen Artikel des Fabrikgesetzes von Seiten der Fabrikanten in ihrem ganzen Umfange vorgeführt, so sei zur Beruhigung des skeptischen Lesers bemerkt, daß die Behörden durchwegs bestrebt sind, dem Gesetze überall volle Geltung zu verschaffen und Uebertretung desselben in jedem Falle zu ahnden. In den Straflisten figuriren die meisten Bußen wegen Uebertretung der Artikel 12 (Normalarbeitstag), Artikel 4 (Unfallsanzeige), Artikel 16 (Kinderarbeit), Artikel 13 und 14 (Nacht- und Sonntagsarbeit), Artikel 15 (Frauenarbeit), und der Artikel 6, 7 und 8 (Arbeiterverzeichnis, Bußen, Lohnzahlung und Fabrikordnung). Die über die Fehlbaren verhängten Bußen schwanken zwischen 5 Frs. im Minimum und 100 Frs. im Maximum. In zahlreichen, weniger erheblichen Fällen werden von Seite der Behörden Verwarnungen und Verweise erteilt.

Trotz der vielfachen Verletzungen des Fabrikgesetzes gelangen die meisten Kantonsregierungen in ihren Berichten doch zu dem Schlusse, daß das Gesetz im Allgemeinen beobachtet werde und zur wirksamen Geltung gelange.

Wenn sich auch die diesfällige Gesetzgebung namentlich für kleine Gewerbe beengend und beschränkend fühlbar macht, ist man doch allgemein von den wohlthätigen Wirkungen derselben überzeugt und stellen sich eigentliche Schwierigkeiten der Ausführung des Fabrikgesetzes nicht entgegen.“ bemerkt der Graubündner Bericht und der Regierungsrath von Unterwalden schließt seinen Bericht: „Im Allgemeinen kann mit Anerkennung hervorgehoben werden, daß mit Ausnahme einzelner Fälle, betreffend Haftpflicht-Entschädigung, die Fabrikbesitzer der Durchführung des Gesetzes keine Schwierigkeiten gemacht und daß dasselbe somit auch in diesem Kanton kein todtes bleiben werde.“

Ähnlich äußert sich die Luzerner Regierung und die von Uri konstatiert, „daß das Fabrikgesetz im Allgemeinen von den Arbeitern als eine Wohlthat gepriesen wird. Theilweise weniger beliebt ist dieses Gesetz bei den Fabrikhabern, denen die öfteren Besuche des eidgen. Fabrikinspektors und seine dahergigen Anordnungen und Weisungen oft etwas ungelogen zu kommen scheinen“, was sehr glaublich ist.

Die St. Galler Regierung theilt mit, daß sie sämtliche Bezirksämter angewiesen, durch die betreffenden Polizeiorgane jedes dem Gesetze unterstellte Etablissement periodisch wenigstens 3 bis 4 Mal im Jahre besuchen zu lassen. Ueber den Vollzug des Gesetzes lasse sie sich jeweils schriftlichen Bericht erstatten, der ihr dann für weiteres Einschreiten als Basis dient. „Anfänglich stieß dieses Vorgehen auf ziemlichen Widerstand, jetzt aber haben sich die Fabrikanten daran gewöhnt und die Sache marschirt ordentlich. — Wenn auch da und dort noch kleine Gesetzesverletzungen und Unregelmäßigkeiten vorkommen, so sind wir dennoch der Hoffnung, daß auch diese Dank der stets bereiten und thätigen Unterstützung des Fabrikinspektorats, dem guten Willen der Bezirksbehörden und der zuständigen Polizeiorgane mit der Zeit mehr oder weniger auch beseitigt werden können.“

Alles in Allem genommen muß zugegeben werden, daß das schweizerische Fabrikgesetz in seinem ganzen Umfange zur Entfaltung seiner wohlthätigen Wirkungen gelangt und daß weder ausländische Regierungen noch Kapitalisten das Recht haben, zu behaupten, das schweizerische Fabrikgesetz stehe nur auf dem Papier. Dieses Argument der offiziellen und kapitalistischen Vertheidiger des Manchesterthums und Gegner einer ehrlichen Arbeiterschutzgesetzgebung kann nur noch auf Ignoranten Eindruck machen.

Die stille Revolution im Austauschsystem.

Unter diesem Titel polemisiert die „New-Yorker Volkszeitung“ gegen die Forderung der Farmer-Allianz, in den Geschäften statt des Kreditverkehrs den Baarverkehr wieder einzuführen. Die absurde Idee spult auch bei uns in kleinbürgerlichen Köpfen — unsere Leser werden sich vielleicht noch einer Polemik mit dem antisemitischen „Volk“ erinnern, wo irgend ein braver Landpastor mit diesem Vorschlag die soziale Frage heilen wollte. Freilich ist ein Unterschied vorhanden. Wenn die amerikanischen Farmer nach „mehr Geld“ und „Baarverkehr“ schreien, so thun sie das, um das „Geld billiger“ zu machen, damit ihre Produkte theurer und ihre Hypotheken kleiner werden; den Schaden hätten die Arbeiter und die Hypothekengläubiger zu tragen. Wenn aber ein antisemitischer Dorfpastor seine ökonomische Weisheit gegen das Kredit-system ins Treffen führt, so geschieht es, weil der Gute bei Worten wie Ehed, Diskonto, Bank, immer das dunkle Gefühl hat, daß er da von irgend einem Juden über's Ohr gehauen wird.

Im Anschluß an ihre Polemik giebt die „Volksztg.“ einige interessante weitere Auseinandersetzungen, die wir im Folgenden reproduziren:

„Während unter dem Banne der in Obigem charakterisirten Auffassungs-Beschränktheit die Wortführer unserer kämpfenden Farmerklasse immer noch munter fortfahren, mit Vermehrung des Quantums der in Geldform be-

stehenden Austauschmittel doch wenigstens eine fortschreitende Einschränkung des Kreditverkehrs durchsetzen zu wollen, vollzieht sich bereits seit dem Aufkommen der kapitalistischen Produktionswirtschaft eine in geradezu entgegengesetzter Richtung strebende Umwälzung des Austauschsystems: Bei rapidem Wachsen des Gesamtumfangs der Austauschtransaktionen wird der Baarverkehr mehr und verdrängt durch den Kreditverkehr. Ersterer schrumpft zusammen, letzterer dehnt sich aus. Beides selbstverständlich im Verhältnis zum Total der Umsätze, und außer England, vor Allem in Amerika in gewaltigen Dimensionen.

Dies ist die allgemeine, unter normalen Umständen maßgebende Richtung jener stillen Revolution im Austauschsystem, die zu den unvermeidlichen Wirkungen der kapitalistischen Entwicklung gehört und zugleich eines der sachlichen Fortschrittsresultate darstellt, mit denen der Kapitalismus dem positiven Sozialismus vorarbeiten muß.

Die Ueberflüssigmachung von Geld im Austauschprozeß hat in gewisser Weise, vorerst noch auf eine engere Sphäre beschränkt, bereits mit der Einrichtung des Wechseln ihren Anfang genommen, ist dann in neueren verbesserten Bankweisen durch das Mittel des Cheque (Check) auf einen bedeutend weiteren Kreis von handelnden Personen ausgedehnt worden und hat ihre (bis jetzt) höchste Wirksamkeit erreicht in der Institution des Clearinghouse, beruhend auf einer Assoziation von Banken, mit dem Austausch-Instrument des zertifizierten Checks.

Während die in einem Wechsel repräsentirte Summe auf dem Wege der Indossirung vielleicht in einem Duzend von Fällen zur Vermittlung von Austauschvorgängen dient, bevor endlich zur Einlösung Geld verwendet wird, — während also durch jenes Ersatzmittel für Baargeld der Bedarf von letzterem um die Durchschnittszahl der Uebertragungen, z. B. bei zehn Uebertragungen auf ein Zehntel sich reduziert, wird durch das System des Clearinghouse, soweit dessen Wirkungssphäre reicht, der Gebrauch von „gesetzlichen Zahlungsmitteln“ beinahe gänzlich abgeschafft.

Von dem fortschrittlich-rationalen Charakter dieser modernen Austauschrichtungen will der Kleingewerbetreibende nichts wissen, — deshalb, weil dieselben von ihm nicht benützt werden können, sondern nur dem mit substantiellen Bankkredit ausgerüsteten Unternehmer zu Diensten stehen und, wie alle Fortschritte des Produktions- und Verkehrswezens, den Untergang des Zwergbetriebes in der Konkurrenz beschleunigen helfen.

Wie bekannt, besteht das Wesentliche der Operation des Clearinghouse-Systems darin, daß von der einen Bank die Checks ihrer eigenen Kunden, versehen mit dem Namen derjenigen Bank, von welcher die Person, an die der Check ausgezahlt werden soll, ein Kunde ist, an das Clearinghouse gesandt werden, wo der Betrag eines jeden Checks dem einen Bankhause gutgeschrieben und dem anderen belastet wird. Nach Schluß der Geschäftstunden an dieser Zentralabrechnungsstelle wird von letzterem noch am gleichen Tage einer jeden mit ihr verbundenen Bank eine Abrechnung übermittelt, woraus zu ersehen ist, an welche Banken dieselbe einen Saldobetrag zu entrichten und von welchen einen solchen zu bekommen hat. In Folge der Ausgleichung im Clearinghouse brauchen dann zwischen den einzelnen Bankfirmen nur die Beträge der Differenzen zwischen den Totalsummen ihrer auf einander überwiesenen Checks ausgezahlt zu werden.

Was nun das Verhältnis der täglichen Abschlußsaldos zu den Summen der Umsätze im hiesigen Clearinghouse betrifft, so übersteigt das Total der Ersteren sehr selten die Rate von 4 oder 4 1/2 Prozent von der Gesamtsumme der Letzteren. Die in sechs Geschäftstagen durch die hiesige Bankzentrale vermittelten Umsätze betragen unter den gegenwärtigen Verhältnissen zirka 500 Millionen Dollars, werden also in einem Jahre mit etwas mehr als 300 Geschäftstagen unter gleichen Umständen den kolossalen Betrag von 38 000 Millionen Dollars erreichen, während die Baarzahlungen für Abschluß-Ausgleichungen kaum die Summe von 1500 Mill. Dollars betragen dürften. Wir finden somit, daß das Clearinghouse mittels des zertifizierten Checks innerhalb eines keineswegs besonders günstigen Jahres im Werthumfang von etwa 36 000 Mill. Dollars, gänzlich ohne Verwendung von Baargeld, Austauschtransaktionen bewirkt. Und diese Ziffern beziehen sich, wie gesagt, nur auf den Clearinghouse-Verkehr der Stadt New-York. In Bezug auf Philadelphia, Chicago, San Francisco und andere kommerzielle Hauptstädte sind wir momentan nicht im Besitze von Anhaltspunkten zur Schätzung der Größe des reinen Kreditverkehrs; aber nach dem allgemeinen Verhältnis des Geschäftsumfangs zwischen New-York und der Gesamtheit des Landes ist als wahrscheinlich anzunehmen, daß die betreffende Summe den Betrag von 100 000 Mill. Dollars weit übersteigt.

Es ist eine Thatsache, die bis jetzt, unseres Wissens, nur von der „New-Yorker Volkszeitung“ hervorgehoben wurde:

Die Ueberflüssigmachung von Baargeld durch den Kreditverkehr ist eine jener Erscheinungen im kapitalistischen Umwandlungsprozeß, mit welchen Amerika allen anderen Ländern — auch England — weit vorausgeeilt ist. Ja, man könnte sagen: die klassische Ausbildung des reinen, ganz ohne Baargeld sich vollziehenden Austauschwezens, wie dieselbe im Clearinghouse wenigstens annähernd manipuliert wird und vollständig verwirklicht werden könnte, das ist eine spezifisch amerikanische Institution. Denn, in England, wo die Einrichtung aller-

dings viel älter ist, war der Umsatz im Londoner Clearinghouse von 954 Millionen im Jahre 1836 nur auf 7 618 755 000 Pfd. Sterl. in 1889 gestiegen. In Frankreich wandelt diese Institution noch in den Kinderschuhen.

Bei der Heilsarmee.

Wir haben bereits öfters Gelegenheit gehabt, die Heilsarmee und ihre soziale Thätigkeit zu erwähnen. Daß mit Wohlthätigkeit und Beten die soziale Frage nicht gelöst werden kann, ist ja sicher, und selbst nicht einmal eine nur in Betracht kommende Vinderung der schwersten Noth ist auf dem Wege der Heilsarmee möglich. Immerhin aber wird es interessiren, eine Schilderung zu lesen, welche der Londoner Korrespondent der „Köln. Volkszeitung“ von einem Besuch in den Salvation Shelters giebt:

Mein Plan war der folgende: Ich wollte mich als Bettler verkleiden, nach den Salvation Shelters gehen und um ein Nachtlager bitten. Daß ich aufgenommen werden würde, bezweifelte ich nicht, obwohl ich für einen Brodlosen etwas zu gut ausjah. Ich dachte, wenn du selbst zur Arbeit greiffst, wird man keinen Verdacht schöpfen, daß du etwas Anderes haben willst als Arbeit, Essen und Nachtlager. Nach einigem Ueberlegen entschloß ich mich, zur Deckung einen recht verhungerten Menschen als Begleiter aufzutreiben. Eine solche Persönlichkeit in London zu finden, hält nicht gerade schwer, und so hatte ich bald gewählt. Mein Begleiter, den ich um 12 Uhr Nachts in West India Dock Road auf einer Thürschwelle vorfand, betrachtete mich wie einen rettenden Engel. Er hatte schon acht Tage kein Nachtlager gehabt, ebenso lange nichts Warmes gegessen und in der ganzen Zeit überhaupt nur einige Stücke Brod, die er von einem Bäcker sich erbetelt, genossen. . . . Das Gebäude sieht sehr einladend aus. An den Fenstern bemerkt man Zettel, auf welchen die Preise für Speise und Trank verzeichnet sind. Ich machte folgende Anmerkung in meinem Buch: Für ein Kind: Suppe, das Gefäß 1/4 Penny (ungefähr 2 Pfennig); dito mit Brod 1/2 Penny (ungefähr 4 Pfennig); Kaffee oder Cacao die Tasse 1/4 Penny. Erwachsene: Suppe, das Gefäß 1/2 Penny; dito mit Brod 1 Penny. Kartoffeln und Kohl 1/2 Penny. Bohnen 1/2 Penny. Gelochter Jam-Budding 1/2 Penny. Gelochter Plum dito Stück 1 Penny. Fleisch-Budding und Kartoffeln 3 Penny. Rindfleisch und Kartoffeln 2 Penny. Schöpfensfleisch und Kartoffeln 2 Penny. Kaffee, Cacao oder Thee die Tasse 1/2 Penny. Butterbrod 1/2 Penny. Meinem Jack wurde der Mund wässrig, als er den Speisenzettel las; ich dagegen spürte eine unwillkürliche Abneigung gegen alle darauf verzeichneten Speisen, als ich die Preise las. Wer in dem Shelter übernachten will, muß eine Einlaßkarte lösen und erhält dafür des Abends Cacao, Kaffee oder Thee und ein Stück Brod, Schlafstelle für die Nacht; des Morgens um 6 Uhr wieder ein Frühstück, aus denselben Gerichten bestehend wie das Abendbrod. — Wie schon erwähnt, wollte ich nicht nur das Essen und Schlafen versuchen, sondern auch die Arbeit, die man zu verrichten hat, wenn man das Schlafgeld nicht besitzt. Ich ertheilte Jack die nöthigen Weisungen und gab ihm eine Hand voll der kleinsten englischen Münzen. Dann betrat wir den Eingang zu den Shelters, um uns anzumelden. Jack: „Können wir Obdach für diese Nacht haben?“ Heilsoffizier: „Ja!“ Jack: „Was kostet der Kram?“ Heilsoffizier: „Vier Pence den Mann für Nachtlager und Speisen.“ Jack: „Können wir nicht den Betrag abarbeiten?“ Heilsoffizier: „Mit der Einrichtung sind wir noch nicht ganz fertig. Aber wenn Ihr nicht genug Geld habt, wollen wir schon eine Ausnahme machen. Zählt einmal auf; wir wollen sehen, wie viel Geld Ihr habt.“ Nun fing Jack an, seine Münzen aufzuzählen. Er schien aber schlecht rechnen zu können; denn ich hatte gesagt, er solle für uns Beide sechs Pence bezahlen, und die übrigen zwei Pence würden wir abarbeiten. Er zählte aber 36 Farthings (wahrscheinlich rechnete er sechs Farthings zum Penny) auf, und der Offizier hob uns zwei Einlaßscheine und vier Farthings mit den Worten hin: „Ihr seid wohlhabender, als Ihr selber glaubt.“ Mit dem Arbeiten war es jetzt vorbei. — Wir betraten den Speisesaal, der schon ziemlich angefüllt war. Am Eingang stand ein langer Ladentisch, auf welchem große Kaffee- und Theemaschinen sich befanden; hinter dem Ladentisch verkaufte ein „Heilsoffizier“ große Butterbrode, Stücke von vielleicht 1/2 Pfd., für 1/2 Penny. Ich rieth Jack, er solle sich ein „Diner“ geben lassen, und diesen Rath befolgte er umgehend, indem er Fleisch-Budding und Kartoffeln, Butterbrod und Thee für zwei Personen bestellte und dafür 8 Pence zahlte. Wir setzten uns an einen Tisch, an welchem wir weniger beobachtet werden konnten. Die Speisen kostete ich alle und fand, daß dieselben das Geld unter allen Umständen werth waren. Während Jack sich mit den beiden „Diners“ beschäftigte, beobachtete ich unsere Tischgenossen. Ein Mann, der mir gegenüber saß und ein Gefäß voll Bohnensuppe verzehrte, sah bleich und abgemagert aus wie eine Leiche. Tiefe Furchen zeigten sich auf seiner Stirne und seinen Wangen, obwohl er nicht älter zu sein schien als höchstens 32 oder 33 Jahre. Die anwesenden Frauen sowohl wie Männer, von den Kindern nicht zu sprechen, waren alle sehr ärmlich gekleidet. Eine in Lumpen gehüllte Frau hatte vier Kinder unter sechs Jahren bei sich. Der Speisesaal wird von den Männern, Frauen und Kindern am Tage ge-

meinschaftlich benützt. Während der Nacht dürfen aber nur die Männer in diesen Shelters bleiben, und zwar nur in dem dazu bestimmten Schlafräume, welchen wir später kennen lernten. Die Bänke und Tische sind den Schulbänken ähnlich und stehen so dicht nebeneinander, wie jene zu stehen pflegen. Ich zählte gegen 220 Köpfe, Frauen und Kinder eingeschlossen. Der Saal wird mit Gas beleuchtet; selbst am Tage dürfte derselbe durch das einfallende Licht nicht genügend erhellt sein, und aus diesem Grunde wird auch höchst wahrscheinlich am Tage Gas gebrannt. Neben diesem Raum sind eine sehr große Küche und die Vorrathskammern; auch befindet sich in der oberen Ecke ein Zimmer, in welchem die weiblichen Gäste am Tage Handarbeiten herstellen können. In den oberen Stockwerken liegen nach der Straße zu die Wohnungen für die Offiziere, während der hintere Theil des Hauses oberhalb des Speisesaals eine einzige große Halle bildet, die als Schlafraum der Obdachlosen und als Bethalle dient. Dieses Gebäude ist das erste, das General Booth vor fast 25 Jahren für die Heilsarmee kaufte; hier waren auch früher die Salvation Army Head Quarters, die sich jetzt in Queen-Victoria Street (City) befinden. Der Speisesaal war bald bis auf den letzten Platz besetzt; die „Heilsoffiziere“ waren mit dem Auftragen der Speisen beschäftigt, über welche Männer, Frauen und Kinder wie hungerige Wölfe herfielen. Ich bemerkte jedoch sehr viele, die sich keine Speisen forderten, und fragte daher einen Offizier, ob die Leute nur kämen, um sich auszuruhen. Er gab in ganz freundlichem Tone zur Antwort: „Nein, die Theuern kommen, um hier zu übernachten und sind uns eben so lieb, als wenn sie sich außerdem noch Speisen kauften. Uebrigens bekommt Ihr auch Alle oben in der Halle ein kleines Abendbrod, welches in die 4 Pence Schlafgeld eingeschlossen ist.“ Jack hatte seine beiden Portionen verpeist und meinte:

„Ich zwinge auch noch das Abendbrod in der Halle; haben Sie nur keine Angst.“ Nach etwa fünf Minuten hörten wir einen schrillen Pfiff. Dieses war das Zeichen, daß die mit Schlafarten bewaffneten Männer sich in die Schlafhalle zu begeben hatten. Wir saßen nahe der Treppe und waren ziemlich unter den ersten, die den Schlafsaal betraten. Dieser unterscheidet sich von den Bethallen oder Kasernen der Heilsarmee nur durch die an einem Ende auf einem Ladentisch stehenden Theemaschinen, welche, mit dem dampfenden Nationalgetränk der Engländer gefüllt, auf uns warteten. In der Mitte der Halle standen einige Bänke und an beiden Seiten in langen Reihen die Schlafrahmen. Diese sind ungefähr 6 Fuß lang, 20 Zoll breit, 10 Zoll hoch und ohne Boden. In jedem Rahmen hing eine dünne Matratze mit Ledertuch überzogen, ein Koppolster von demselben Material und ein von beiden Seiten gegerbtes Kalbleber, welches als Decke diente. Ich finde diese Art Betten für solche Schlafstellen sehr gut, da dieselben leicht rein zu halten sind. Die ganze Halle mit den etwa 175 Schlafrahmen machte einen eigenthümlichen, aber reinlichen Eindruck. Nachdem der Saal bis auf den letzten Platz gefüllt war, wurde das Abendbrod vertheilt, und bald bewegten sich die Bänke von 180 Männern, im Alter von 20 bis 80 Jahren, daß es eine Lust war. Jack unternahm es, mein Brod zu essen; den Thee mußte ich aber selber einnehmen, was auch nicht so schlimm war, da derselbe ganz gut schmeckte, obwohl ich eine ziemlich baufällige Tasse erwischt hatte. Mittlerweile war es ungefähr acht Uhr geworden, und die Heilsoffiziere und Soldaten fingen das „Meeting“ an. Am oberen Ende der Bethalle über die Bühne bemerkte ich den letzten „Armeebefehl“ der Frau Booth, den sie kurz vor ihrem Tode erlassen. Der Wortlaut ist ungefähr der folgende: „Ich habe Euch sehr geliebt und mit Gottes Beistand Euch ein wenig geholfen; auf seinen Ruf gehe ich nun von Euch fort. Der Krieg muß weiter geführt werden. Selbstverachtung wird Eure Liebe zu Christus beweisen. Ein Jeder muß etwas thun. Ich sende Euch meinen Segen; kämpft weiter und Gott wird mit Euch sein; zuletzt kommt doch der Sieg. Ich werde Euch im Himmel empfangen. Catherine Booth. Clacton on Sea.“ Vor der Bühne hatten die „Heilsoldaten“ Aufstellung genommen und sangen ein „Blutlied“ nach der Melodie eines verrufenen Tangel-Tangel-Liedes. Darauf fing der Kapitän an, mit „Heilsgranaten“ zu „bombardiren“; dieselben schienen aber nicht einzuschlagen. Selbst als „Sturm“ auf die Herzen der Anwesenden gelaufen wurde, schien der „Sieg“ sehr zweifelhaft. Auch auf uns wurde „Sturm“ gelaufen. Jack nahm das „Gesicht“ auf und schlug die Angreifer zurück. „Are you saved?“ redete uns ein Heilsoffizier an. Jack: „Wir wollen hoffen! Doch darüber zu urtheilen, überlassen wir Gott.“ Offizier: „Dann geht nur an die Bußbank und der heilige Geist wird Euch im Blute Christi taufen.“ Jack: „Schwage doch nicht so, meinst Du, daß irgend ein Mensch daran glaubt?“ Offizier: „Wer nicht glaubt, wird nicht selig!“ Jack: „Ganz recht! Wer aber Euren Unsinn glaubt, der wird es sicher nicht; denn Ihr lehrt das Gegentheil von dem, was Christus zu glauben befohlen hat, und verwerft die Gnademittel, die er eingelegt hat. Ich bin ein Katholik und Irlander! Meinen Glauben ändere ich nicht, selbst wenn ich vor Hunger auf der Straße sterbe; und nun laßt uns ungehört!“ Offizier: „Aber mein Freund, bedenke, wo Du bist! Hier wohnt Gott!“ Jack: „Nein, der wohnt hier ebenso wenig, wie er im House of Parliament wohnt.“ Offizier: „Du sagst, Du seiest Katholik; sage mir, weshalb wirst Du denn nicht von Deiner Kirche mit Obdach und Speisen versehen?“ Jack: „Das ist nicht Sache

der Kirche, ihre Diener helfen uns aber doch, wenn sie können. General Booth schenkt uns auch nichts, sondern läßt sich mit blankem Gelde bezahlen. Ihr habt heute 180 Personen in dieser Halle. Jeder zahlt 4 Pence, und da macht Ihr an uns noch ein gutes Geschäft." Ich fürchtete, dieses Wortgeflecht könne doch zu weit führen, und sagte daher: "Ja, es ist besser, Du hältst Deinen Mund, und Du, Offizier, versuche Dein Glück mit einem Andern." Offizier: "Du hast Recht; aber der Teufel wird ihm schon früh genug die Augen öffnen. Willst Du aber nicht im Blute des Lammes gewaschen werden, mein Freund?" Ich: "Nein, danke, mein Freund; gehe Du nur weiter. Ich achte Euer Wohlthätigkeitsfinn, aber Euer religiöse Auffassung kann ich nicht theilen." Er ging weiter. Nachdem der Sturm- lauf beendet, wurde der Sieg gefeiert. Eine Seele war für Salvation gewonnen! Der Rekrut war 50 Jahre alt; er trat an die Bußbank und wurde feierlich in die "Heilsarmee" aufgenommen. Nachdem er die "Kriegs- artikel" unterschrieben, feuerte die "Armee" eine dreifache Halleluja-Salve ab. Nun wurde ein neuer "Blutgefäng" angestimmt, und gleich darauf kam ein Knie-Exerziren. Wir wurden Alle aufgefordert, niederzuknien, welcher Aufforderung mehr als drei Viertel der Versammlung nachkamen. Die "Heilsoldaten" schlossen ihre Augen, der Kapitän betete, und die Uebrigen unterbrachen ihn unausgesetzt mit Zwischenrufen, wie Thank God, Halleluja, Amen u. Das Gebet wurde immer wilder und aufgeregter; es machte schließlich auf die "Nicht- Heilsoldaten" einen unheimlichen Eindruck. Endlich athmeten wir auf, als ein neuer "Blutgefäng" nach der Melodie: "Freut euch des Lebens" angestimmt wurde. Darauf trat ein "junger Soldat" von ungefähr 65 Sommern auf und erzählte, wie glücklich er die letzten zwei Wochen gewesen. Früher sei er ein Trunkenbold gewesen; er habe seine Schmiedewerkstätte und seinen ganzen Hausstand vertrunken, wodurch seine ganze Familie in das größte Elend gerieth. Seine Frau sei vor Gram gestorben, seine Tochter auf die Bahn des Lasters gerathen, und sein Sohn sei in der vergangenen Woche

wegen Einbruch und Diebstahls zu fünf Jahren Zucht- haus verurtheilt worden. Er selbst sei seit Jahren ein Dieb gewesen und habe die verschiedensten Verbrechen begangen, um seine trockene Keule anzufeuchten. Jetzt danke er Gott, daß er das "Heil" endlich gefunden und zur Armee Christi sich bekennen dürfe. Halleluja. Es folgte noch ein "Blutgefäng" und wir waren endlich fertig. Die "Heilsoldaten" luden uns ein, jetzt zur Ruhe zu gehen, welcher Aufforderung auch wir wie die Andern folgten. Die Bettrahmen wurden auf die Erden gelegt, die Matratzen in denselben ausgebreitet, und dann stiegen wir halb angekleidet hinein. Es stellte sich aber heraus, daß nicht genügend Rahmen da waren, und so mußten Mehrere es sich auf Bänken bequem machen. Natürlich erhielten auch diese eine Matratze, ein Kopfpolster und ein Kalkfell. Noch waren nicht Alle im Bett, als Jaak schon laut schnarchte. Es dauerte nicht lange, so stimmten auch noch Andere ein, und wir hatten das schönste Konzert. Die Hitze wurde in dem Saale fast unerträglich, dazu kam der fürchterliche Geruch der Ausathmungen. Ich konnte keinen Schlaf finden, sondern lag auf meinem Kopfpolster und beobachtete nach allen Seiten meine Schlafgenossen. Rechts neben mir lag Jaak, während sich links ein junger Mann von etwa 25 Jahren unruhig herumwälzte. Ich fragte ihn leise, ob er nicht schlafen könne. "Nein," antwortete er in gebrochenem Englisch, "es ist mir unmöglich." Ich hörte, daß er ein Deutscher sei, und fragte ihn daher auf Deutsch, ob er zum ersten Mal im "Shelter" schlafe. "Ja," sagte er, "aber ich finde es hier bedeutend besser als in den gewöhnlichen Logir- häusern." "Weshalb können Sie denn nicht schlafen?" fragte ich jetzt. "Weil ich fortwährend an meine Mutter denke, die heute ihren Geburtstag hat," antwortete er. "Es war immer ein Familienfest, an dem ich nie fehlte; heute ist es das erste Mal." Auf meine weiteren Fragen mit Bezug auf seine Vergangenheit erfuhr ich, daß er der Sohn eines deutschen Generals und selber Offizier sei. Er war in seinem Jugendlebensfinn mit einer Schauspielerin ins Ausland gereist. Sein Vater habe ihn deshalb verstoßen. Seine Braut habe ihn dann, als

er in Noth kam, verlassen und einen leichtfertigen Lebens- wandel angefangen. Er selbst sei jetzt innerhalb eines Jahres so tief gesunken, daß er nichts weiter besitze, als die Kleider auf dem Leibe, für die kein Erdbler mehr eine Reichsmark zahlen würde. Der junge Mann weinte bitterlich und wiederholte mehrmals, daß er die gewöhn- lichsten Dienste verrichten wolle, wenn er die Gelegenheit dazu fände. Nun kam auch ich daran, meine Vergangen- heit zu erzählen. Ich sagte die volle Wahrheit; nur unterließ ich es, die Gegenwart zu schildern und zu er- klären, zu welchem Zweck ich mich in den "Shelters" befinde. Er schien es aber als selbstverständlich zu betrachten, daß ich aus Noth da sei, und meinte, da sei ich noch leichtsinniger als er; wenn er einmal solche Position erlangen könnte, wie die, die ich "gehört", so würde er dieselbe auszunutzen verstehen. "Möglich," sagte ich; "jetzt wollen wir aber zu schlafen versuchen." Ich drehte mich auf die andere Seite und dachte mehr an die übele Lage, in der mein Nachbar sich befand, als an meine übele "Lage" im Schlafrahmen der Heilsarmee. Endlich entschlummerte ich doch, bis ich plötzlich erschreckt von meinem Lager aufsprang. Man hatte so eben ge- waltig zum Aufstehen gepfiffen. Alle Schläfer waren aus ihren Betten gesprungen, und im Augenblick standen wieder die Schlafrahmen aufrecht. Der Cacao dampfte bereits in den Maschinen, und bald bewegten sich wieder die 179 Kauwerke. Ich hatte meinen Cacao und mein Brod auch in Empfang genommen, überließ es aber Jaak, damit aufzuräumen. Als wir (ich, Jaak und der ehe- malige Lieutenant) zehn Minuten später die White- Chapel-Road betraten, schlug die Uhr halb sieben. Schnell reichte ich Jaak sein wohlverdientes Honorar und dem sprachlos dastehenden Lieutenant meine Karte und einen Schilling. Dann bestieg ich eine Droschke und fuhr nach Hause. Der Lieutenant hatte meinen Wink verstanden; er sowohl wie Jaak haben jetzt Beschäftigung und brauchen nicht mehr die Güte der "Heilsarmee-Shelters" zu prüfen."

Die seit 1877 bestehende, weltbekannte

Uhrenfabrik

von

MAX BUSSE

157. Invaliden-Strasse 157, neben der Markthalle,

verkauft jetzt sämtliche Uhren zu bedeutend herabgesetzten Preisen. Für jede Uhr wird reelle Garantie geleistet.

Grosse Abschlüsse mit Pforzheimer und Hanauer Fabrikanten ermöglichen derselben Firma den Verkauf von

Gold-, Silber-, Granaten- und Korallenwaaren zu fabelhaft billigen Preisen.

Spezialität: Ringe.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste ausgeführt.



Die Kunststickerei, Bilderhandlung und Bildereinrahmung von **Fröhlich & Richter**

65, Grüner Weg Berlin O., Grüner Weg 65,

empfiehlt sich den Genossen und Vereinen zur Lieferung von **Haaldekorationen, Kolossal- büsten (63 cm) 8 Mk., Bilder in sozialdemokratischen Genres zu Verloofungen** u. — **Spezialität: Sozialdemokratische Sinsprüche** in bester Ausführung (eigenes Fabrikat). — **Anfertigung von Sannern, Fahnen etc.**

Adolph Kehr.

Genossen empfehle mein Gutgesch. **Arbeits nur mit Fabrikanten**, welche sich der **Kontrollmarken deutscher Gutmacher** angenommen haben. Köpenickerstraße 126.

Berliner Arbeiterbibliothek.

Sammlung sozialpolitischer Flugschriften.

Herausgegeben von **Max Schippel.**

Soeben erschien Heft 3 der III. Serie:

Die deutsche Zucker-Industrie und ihre Sub- ventionirten. Ein Beitrag zur Land-Agitation.

Von **Max Schippel.**

32 Seiten. Preis 15 Pfg.

I. Serie komplet (12 Hefte)

II. Serie komplet (14 Hefte)

Preis 1,— Mark.

Preis 1,65 Mark.

Alle Bestellungen, Geldsendungen und eingeschriebenen Briefe adressire man: **Herrn G. Link, Expedition der Berliner Arbeiter- Bibliothek, Berlin SO. 26, Elisabeth-Ufer 55.**

Wiederverkäufer hohen Rabatt.

Bei der überall beginnenden **Einrichtung der Gewerbegerichte** seitens der **Gemeinden** empfehlen wir den Genossen:

II. Serie, Heft 4: **Max Schippel, „Die deutschen Arbeiter und das Gewerbegerichtsgesetz.“**

36 Seiten. Preis 15 Pfg.

Zu beziehen durch alle Kolporteurs, die Expedition des „Vorwärts“, sowie die Expedition der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“, Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.

Kolporteurs hohen Rabatt.

Herrn- u. Knaben-Garderobe, Arbeitsfachen, Bestellungen nach Maas, empfiehlt wie bekannt in reellster Ausführung und allerbilligsten Preisen

J. BAER, Berlin N., Gesundbrunnen, Badstr. 18, Ecke der Stettinerstrasse.

Ich habe keine Filialen und stehe mit ähnlich lautenden Firmen in keinerlei Beziehung. Bitte daher genau auf Firma zu achten.

Verantwortlicher Redakteur: **Paul Kraus, Berlin.** — Verleger und Drucker: **Mauer & Dimmich, beide in Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.**

Meerschaum-, Bernstein- und Elfenbein-Waaren.

Spezialität: **Portraits** berühmter sozialistischer Führer (**Cassalle, Marx u. A.**), in **Cigarrenspitzen, Pfeifenköpfen, Schlippsnadeln, Mandrettenköpfen, Stöcken und Brochen, Güten.** en gros, en detail.

B. Günzel, Brunnenstraße 157, am Rosenthaler Thor.

Den Parteigenossen empfehlen wir zur Anschaffung

unser

Neue Gesamt-Ausgabe:

Ferd. Cassalle's Reden und Schriften

in 40—50 Hefen à 3 Bogen zum Preise von 20 Pfg. pro Heft.

Herausgegeben

im Auftrage des Vorstandes der sozialdemokratischen Partei Deutschlands

von **Eduard Bernstein, London.**

Verlag des „Vorwärts“ Berliner Volksblatt in Berlin SW.

Gratweil'sche Bierhallen

77-79. Kommandantenstrasse 77-79.

Heute, sowie täglich:

Auftreten der

Hamburger Gaudebrüder

Konzert- und Komplettsänger.

Anfang Wochentags 7 1/2 Uhr, Sonntags 6 Uhr.

Entrée: Wochentags 10 Pf., Sonntags 25 Pf.

Empfehle meinen berühmten **Mittagstisch à la Duval, 3 Regeltischen, 6 Billards, 2 Säle.**

Empfehle den Parteigenossen meine

Cigarren eigener Fabrik

aus rein amerik. Tabak, 25 Cigarr. 1 Mk.

Tabak und Cigaretten.

Julius Ulbrich,

Skalitzerstraße 41, nahe Lausitzerpl.

Kranzbinderei u. Blumenhandlg.

von

J. Meyer

Berlin SO., Wienerstraße 1,

(in der Ecke bei der Mantuffelstraße).

Bekannte Preise. Auch Versandt.

Pünktlich und gut.

Fernsprecher, Amt IX, 9482.

Hut-Fabrik

1. Geschäft: **Blücherstraße 11,**

2. Geschäft: **Bresdenerstraße 123** (zwischen Oranienplatz und Kottbuser Thor).

Wilhelm Böhm.

Sämtliche Hüte mit Kontrollmarken. Gr. Lager in Schirmen und **Pilzschuben.**

Empfehle Freunden und Genossen mein reichhaltiges Lager von

Cigarren u. Tabake.

Dieselbst Zahlstelle des Retalarbeiter-Vereins und der Hüter-Hilfskasse. Haupt-Agentur der Berliner Feuer-Versicherung.

Otto Klein

Kottbuser Damm 14, früher Ritterstr. 15.

Cigarren eigener Fabrik

von **Heinr. Bräuer, Reichenbergerstr. 143.** Freunden und Genossen bestens empfohlen.

„Neue Zeit“

Wochenchrift, herausgeb. von **Karl Kautsky.** Soeben erschien Heft 6. Preis pro Heft 20 Pfennig.

Zu beziehen durch die Verlags-Buchhandlung von **J. S. B. Diez, Stuttgart,** sowie durch die Expedition des „Vorwärts“ und alle Kolporteurs.